Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 14 | **Marburg i. H., den 3. April** | **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Ostern und die Arbeit — Ulrich Zwingli und seine Bedeutung für die Gegenwart. Erstes Stück — Die Religion des modernen Menschen — Zur sozialistischen Jugendbewegung — Unter den Kabylen. Aus einem Tagebuch. Zweites Stück — Verschiedenes: Bausteine für den Religionsunterricht (Krohn, Peters); Charakterbilder (Schmoller); Adolf Hausrath (Kappstein); Aus dem Leben eines Abtrünnigen (Schröder); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Ostern und die Arbeit

Halte im Gedächtnis Jesum Christ, der auferstanden ist von den Toten! 2. Tim. 2,8.

Wer wälzt uns den Stein der Selbstverständlichkeit von diesem Worte? Es versteht sich von selbst, daß wir ihn nicht vergessen. Kirchen und Vereine, Bücher und Bilder sorgen dafür, daß wir ihn im Gedächtnis behalten.

Auch dezidierte Nichtchristen halten ihn im Gedächtnis und helfen mit, daß er nicht vergessen wird. Die vor allem, die ihn im Gedächtnis der Menschen auslöschen möchten.

Daß dezidierte Christen ihn — selbstverständlich — in der Erinnerung festhalten, muß man das erst sagen?

Wäre nur nicht die peinliche Selbstverständlichkeit, mit der wir ihn als Toten behandeln. Wir „Christen".

„Wann haben wir ihn als einen Toten behandelt? Haben wir nicht in seinem Namen Ostern gefeiert, Vereine gegründet, Reden gehalten. . .?"

* * *

Es ist nutzlos, darüber zu streiten. So oft wir mutlos waren, ängstlich wurden, kleinlaut auf die pessimistischen Diagnosen großer Leute über die Zukunft des Christentums lauschten, hatten wir es aus dem Gedächtnis verloren, daß „es unmöglich war, daß Jesus vom Tode sollte gehalten werden" (Apostelgesch. 2, 24), und hatten ihn als einen Toten behandelt.

Daß dieses Leben nicht totzumachen war; daß seine Seelenwirklichkeit durch Judenhaß, Römermacht, Unverstand, Zeitgunst, Formellast, Orthodoxie, „Liberalismus", Vermittelungstheologie, kirchliche Bureaukratie, durch die Gräuel der Religionskriege und andere, innere Gräuel hindurch ungebrochen und immer siegreicher hindurchgegangen ist, so rein, daß sie noch heute, wo sie wirklich lebendig aufgegangen ist, im inneren Leben der Menschen „nur die Stelle der Sonne einnehmen kann" — diese Tatsache müßte für unsre Freudigkeit in Mißerfolgen und Schwierigkeiten ein unerschöpflicher Brunnen sein, wenn wir ihn wirklich im Gedächtnis behielten als den, dessen Leben durch den „vernichtendsten" Widerstand des Todes zur höchsten Kraft entbunden wurde.

Die absolute Unverwüstlichkeit und Sieghaftigkeit des Guten — wie soll denn Gott sie noch deutlicher, kräftiger, tröstlicher aussprechen als durch die für Herz und Gewissen erkennbare Tatsache, daß die Kraft dieses Lebens nicht im Tode geblieben ist? — Wie können wir sie deutlicher verleugnen als durch Verzagtheit?

Daß man dieses Leben vernichten wollte und daß das nicht gelungen ist, das sind zwei Tatsachen der Geschichte.

Darum gehört dieses Wort in die dunklen, schweren, ernsten Stunden und Kämpfe hinein. Wenn wir vor unübersteigbaren Mauern, unbegreiflichen Mißerfolgen und vor der ganzen Menschheit Jammer stehen, dann soll aus dem Gedanken an ihn, den keine erdenkliche Macht am Siege hindern konnte, der kategorische Imperativ kommen: Arbeiten und nicht verzweifeln! Denn der Aufgang der Ostersonne ist an keinen Kalendertag gebunden. Wenn sie aber aufgegangen ist, geht die Verzweiflung unter.

Je hoffnungsloser die Zukunft der christlichen Kirche aussieht, desto notwendiger brauchen wir für die Arbeit diese Losung:

Halt im Gedächtnis Jesum Christ,
der von dem Tod erstanden ist.

P J

Ulrich Zwingli und seine Bedeutung für die Gegenwart

Vorbemerkung: Die neue kritische Zwingli-Ausgabe, die Emil Egli, an dessen Stelle nach seinem Tode der Unterzeichnete trat, und Georg Finsler ins Leben riefen, hat in der Christlichen Welt noch keine eingehende Würdigung gefunden. Der folgende, in Zürich vor einem nicht-theologischen Publikum am Reformationsfeste gehaltene Vortrag will sie auch nicht geben, aber er möchte auf Zwingli hinweisen und klar zu machen suchen, daß er eines genaueren Studiums wert ist. Zwingli hat im Urteil der Nachwelt gelitten unter dem Zusammenbruch seiner Politik. Luthertum und Calvinismus sind glücklicher gewesen als er, aber der äußere Erfolg entscheidet nicht über den inneren Wert. D V

1

Als am 11. Oktober 1531 Ulrich Zwingli auf dem Schlachtfelde von Kappel gefallen war, haben seine Freunde dem Schmerze über den herben Verlust in Briefen an die Gesinnungsgenossen oder auch in kunstvoll gebauten lateinischen und deutschen Versen, deren Anfangsbuchstaben, unter einander gestellt, den Namen Zwinglis ergaben, ergreifenden Ausdruck verliehen. Und immer wieder, in mannigfachster Form, klingt der eine Grundgedanke durch: er ist nicht tot, sondern er lebt! „Gefallen ist er, wacker kämpfend zusammen mit den heimischen Bürgern, allein für Christus; er lebt aber eingeschrieben im himmlischen Buche des Lebens." Oder mehr in der Sprache der Antike: „Er ist hinaufgestiegen zum höchsten Olymp, als die Sonne zum elften Male den Oktober beschien." „Weinen möchte ich mit Tränen, Schmerz, Klagen, Seufzen und mit einem schwarzen Steine diesen Unglückstag anstreichen, an dem dich, Zwingli, der grausame Feind aus der Schar der Deinen entführte, wenn nicht der Tod dir der sichere Zugang zum Leben wäre und dir das Erlebnis des Triumphes auf dem höchsten Olympe bereitete, wenn nicht auf dem ganzen Erdkreise dein Ruhm, erworben durch deine Schriften, bliebe. Dein Herz verrät deinen aufrichtigen Sinn, es kann nicht in Asche zerfallen, wenn der Leib vom Feuer verzehrt wird." So war die Stimmung der Reformierten nach dem furchtbaren Schlage von Kappel; sie haben, wenn sie so schrieben, seine Furchtbarkeit überwunden und sich durchgerungen zu der Glaubensgewißheit: Zwinglis Geist ist lebendig und wird lebendig bleiben, mag auch des Leibes Asche, wie die Gegner zum Hohne auf die Auferstehungshoffnung es getan hatten, in alle Winde zerstreut sein. Es ist eine Stimmung gewesen, ganz ähnlich der unter den Jüngern Jesu unmittelbar nach seinem Tode, als gerade aus dem verzweifelnden Schmerze heraus die

Gewißheit geboren wurde: Er lebt, und seine Sache ist mit seinem Tode nicht aus! — Solcher Art sind die ersten privaten Gedenkfeiern der Reformation im Schweizer Lande gewesen, sie haben sich durch den Lauf der Jahre hindurch fortgesetzt, wie Lieder und Gedichte bezeugen, und als man im Jahre 1838 den Zwingli-Gedenkstein auf dem Kappeler Schlachtfelde setzte, schrieb man die Worte darauf: Den Leib können sie töten, nicht aber die Seele — ein Lieblingswort des Reformators, wie keines aber geeignet, den alten Gedanken: Zwingli lebt, trotzdem er gestorben ist! wach zu halten. Und wenn die schweizerischen Kirchen fast allgemein den ersten Sonntag im November dem Gedächtnis der Reformation gewidmet haben, in öffentlicher kirchlicher Feier, und der Tag, wenn er auch gewählt ist zunächst in Erinnerung an Martin Luthers große Tat des Thesenanschlags vom 31. Oktober, doch unwillkürlich für sie zum Zwingli-Gedenktag wird, so hat die Gedenkfeier doch nur dann eine innere Berechtigung, wenn auch heute noch die Gewißheit der ersten Zwingli-Jünger geteilt wird: Er lebt, trotzdem er gestorben ist! Gewohnheitsmäßig, weil es nun einmal so Brauch ist, das Reformationsfest feiern, ist ohne jeden sittlichen und religiösen Wert; Feste, kirchliche wie nicht-kirchliche, sollen dazu dienen, ethische Werte zu schaffen oder vorhandene zu kräftigen.

Aber können wir denn nun wirklich in der Gegenwart noch sprechen: Zwingli lebt!? Hat er uns wirklich noch Etwas zu sagen, das Leben für uns bedeutet? Oder ist es vielleicht doch eine Art Reliquienkultus, den wir mit Zwingli treiben, wenn wir jahraus, jahrein an bestimmtem Tage seiner in Verehrung gedenken, gleichsam eine Verbeugung vor ihm machen, weil er nun einmal zum Inventar der schweizerischen reformierten Kirchen gehört, wie die Reliquie zum katholischen Altar, aber innerlich nichts mehr von Zwingli-Geist verspüren? Die Frage verdient allen Ernstes aufgeworfen zu werden. Das Bewußtsein des Abstandes der Reformation von der Gegenwart ist zur Zeit ein sehr starkes, und keineswegs etwa nur in den Kreisen, die eine moderne Weltanschauung in der Verwerfung und Ableugnung der christlichen Religion sehen. Nein, gerade diejenigen, die dem Christentum einen maßgebenden Platz erobern möchten im Geistesleben der Gegenwart, spüren auf Grund einer gewissenhaften Prüfung des Einst und Jetzt dank ihrem verfeinerten geschichtlichen Empfinden den Unterschied der Zeiten, des sechszehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Es ist wirklich ein Problem, ob Zwingli für die Gegenwart noch lebendig sein kann oder nicht. Können wir die Frage bejahen, so müssen wir die Punkte aufzeigen können, wenn auch nicht gerade alle, so doch die wichtigsten, in denen reformatorisches Christentum noch Gegenwartswert besitzt. Sollten wir die Frage verneinen müssen, so würde es Pflicht der Ehrlichkeit sein, diesen uns mit der Vergangenheit verknüpfenden Faden abzureißen; denn toten Ballast darf ein lebendiges Christentum nicht mitschleppen.

Stellen wir uns einmal vor, der Reformator, so wie wir ihn kennen nach den alten Bildern und Beschreibungen, in der schwarzen Gelehrtentracht, mit der nach hinten tief heruntergehenden, vorne kurz aufsetzenden Schirmkappe, mit den etwas groben Zügen, aber doch, wie Johann Keßler ihn schildert, „nach Leibesform eine schöne, tapfere Person, ziemlich groß, sein Angesicht freundlich und rotfarb", er würde unter uns treten, sein liebes Zürich nach fast vierhundert Jahren wiedersehen, würde er sich wohl zurecht finden können dort? Das äußere Stadtbild scheint kaum wieder zu erkennen, die Türme und Wehrgänge oder die Mühlen in der Limmat, die auf den alten Karten von Zürich so sichtbar herausspringen, sind geschwunden, es ist alles freier und weiter und damit auch schöner geworden; aber die Vergangenheit lebt doch noch in der Gegenwart, und es dürfte von guter Vorbedeutung für unsere Grundfrage sein, wenn nun die Vergangenheit gerade noch in den Kirchen in die Gegenwart hineinragt. Zwinglis Wirkungsstätte, das Großmünster, steht noch, es steht nicht minder das Fraumünster, wo sein Freund Oswald Myconius wirkte, es steht endlich noch S. Peter, die Arbeitsstätte Leo Juds, des treuesten der Gefährten. Und weiter die Wasserkirche, aus der man in den Tagen der Reformation die alten im Kriege erbeuteten Fahnen herausschaffte, weil sie zum neuen schmucklosen Kultus und zur neuen, vom Solddienste im Auslande freien Politik nicht mehr paßten, oder Zwinglis drei Wohnhäuser, die Leutpriesterei, das Haus zur „Sul" und, schräg gegenüberliegend, die „Schulei" und noch einige andere weniger bedeutsame Erinnerungsstätten knüpfen das Band zwischen den verschiedenen Zeiten und würden Zwingli doch nicht ganz als Fremden das heutige Zürich betreten lassen. Die Gegenwart setzt vielfach nur fort, was die Vergangenheit anbahnte, zum Teil schon vor der Reformation. Eine unmittelbare Fortsetzung reformatorischer, zwinglischer Gedanken ist z. B. das blühende Schulwesen Zürichs mit dem krönenden Abschluß der Universität. Denn Predigt des Evangeliums und Unterricht gingen für Zwingli Hand in Hand als die beiden Mittel der Volksbildung und Volkserziehung. Sein reizendes Büchlein, die Badenschenke an den Stiefsohn Gerold Meyer v. Knonau: „Wie man die Jugend in guten Sitten und christenlicher Zucht auferziehen und lehren solle" von 1523 war das große Erziehungsprogramm, dem in den Schulen, voran in der Stiftsschule am Großmünster, nachgelebt wurde. Und der besonderen Heranbildung der künftigen Pfarrer galt die 1525, als Zwingli Schulherr wurde, begründete „Prophezei" d. h. die tägliche Zusammenkunft der Pfarrer, Helfer, Chorherren, Kapläne und älteren Schüler frühmorgens um 8 Uhr im Chor des Großmünsters zur wissenschaftlichen Bibelerklärung — die älteste Züricher theologische Fakultät. Ja, selbst das Wort von einer Züricher Universität ist damals schon gefallen, halb im Scherze, halb als Schmeichelei, aber doch wie eine Weissagung klingend, die die Gegenwart erfüllt hat. Zwingli hat im Pfarrhaus Pensionäre gehabt, die bald kürzer, bald länger verweilten, ältere Semester und junge Füchse, und diese Jungmannschaft fühlt sich als ein studentischer Verband und pflegt einen regen Verkehr mit einem gleichen Kreise, den Zwinglis Freund Glarean in Paris mit Schweizer-Studenten gebildet hat. Und in dieser Korrespondenz nun spricht Glarean die prophetischen Worte aus: „es wird dahin kommen, daß Zürich vielen Universitäten nicht nachsteht", und er setzt hinzu: aber Dir, Zwingli, und Deiner immensen Arbeit muß das gedankt werden.

So ließe sich wohl noch Mancherlei vorbringen aus dem Zürich der Gegenwart, dem Zwingli nicht fremd gegenüber stünde und das seinen Beifall fände, weil es gradlinige Fortsetzung seiner Gedanken und Pläne ist oder auch noch ein direkter Zeuge aus seiner Zeit. Aber bei näherem Zusehen haben wir damit doch sehr wenig gewonnen. Zeugen aus alter Zeit sind auch die Ruinen, aber sie sind tot, und das fortschreitende Leben pulsiert nicht in ihnen. Dieses Band mit der Vergangenheit bleibt wirkungslos und hat nur für den historischen Antiquar Interesse, wenn nicht innere Beziehungen die Zeiten verknüpfen. Schulen wie Universität sind Institute, die, mögen sie auch alt sein, als solche noch nicht den wirklichen Zusammenhang zwischen Einst und Jetzt verbürgen, wenn nicht der Geist in ihnen der gleiche ist. Darauf kommt es an, wenn wir die Frage: Hat Zwingli uns noch Etwas zu sagen? beantworten wollen, ob sein Geist, sein Denken und Wollen noch Lebenskraft für unseren Geist, unser Denken und unser Wollen besitzt. Die Beharrlichkeit äußerer Formen beweist gar nichts. Universität z. B. ist Universität, damals wie heute, Schule ist Schule; aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob alle Wissenschaft, wie es damals der Fall war, unter der Vorherrschaft kirchlich-biblischer Anschauungen steht, oder ob sie wie heute grundsätzliche Freiheit proklamiert. So müssen wir den Geist Zwinglis dem Geiste der Gegenwart gegenüberstellen und prüfen, ob sie sich vertragen oder ausschließen.

Zwinglis Wollen ist wie ein religiöses so zugleich ein politisches gewesen. Ja, Politik und Religion sind in seinem Lebenswerke einheitlich verschmolzen. Lebt denn nun aber das patriotische Wollen, leben Zwinglis politische Ziele noch heute? Die Antwort muß offen und ehrlich lauten: Nein. Die politische Entwicklung der Schweiz bewegt sich in gänzlich veränderten Bahnen, die Unterschiede sind fundamental, und es wäre, selbst wenn wir es wollten, einfach ein Ding der Unmöglichkeit, die alten Zustände wieder ins Leben zurückzurufen. Vor Zwinglis geistigem Auge stand die Idee einer evangelischen

Eidgenossenschaft unter Züricher und Berner Führung, Zürich und Bern sollten die beiden Stiere sein, die den eidgenössischen Wagen ziehen, und solange Zwingli lebte, hat ja auch Zürich, deutlicher als Bern, die politische Vormachtstellung in der Schweiz besessen, die schweizerische Reformationsgeschichte ist wesentlich Zürcherische Geschichte. Das heutige Bundesrecht schließt eine derartige Sonderstellung ohne Weiteres aus, und ihm ist vor allen Dingen der Gedanke einer evangelischen Eidgenossenschaft fremd, ja, unerträglich. In der Schlacht bei Kappel und der ihr sich anschließenden am Gubel haben die Katholiken sich das Recht auf Anerkennung im eidgenössischen Staatsgefüge erkämpft, die allgemeine politische Entwickelung allenthalben tat das Ihre hinzu, und wie es heutzutage keinen modernen konfessionellen Staat mehr gibt, so ist der Gedanke einer evangelischen Eidgenossenschaft, dieser Grundgedanke Zwinglis, für die Gegenwart ausgeschlossen. Das schweizerische Staatswesen steht über den Konfessionen, es ist aufgebaut auf dem Grundsatze der Gewissensfreiheit und der Parität. Hier ist Zwinglis Wollen einfach zusammengebrochen für alle Zeiten, unwiderruflich. Ja, von solchen Erwägungen aus haben gut patriotisch gesinnte Männer die Frage aufgeworfen, ob die Niederlage bei Kappel und Zwinglis Tod nicht ein Glück für die Eidgenossenschaft gewesen seien, da sie dem drohenden Bürgerkriege und der Zerspaltung ein rasches und heilsames Ende bereitet, die Schweiz zur Selbstbesinnung gebracht und die moderne auf der Einheit ruhende Entwicklung angebahnt hätten. Ist diese Frage auch nicht so ohne Weiteres mit Ja zu beantworten, da wir die Zukunft nicht kennen, die im Falle eines Sieges Zwinglis eingetreten wäre: Tatsache bleibt, daß früher oder später eine völlige Umwandlung der Zwinglischen politischen Ideale hätte eintreten müssen, genau so wie in den deutschen lutherischen Staaten oder im Gottes-Staate Calvins in Genf dieser Umbruch eintrat. Der Staat der Gegenwart ist eben nicht mehr der des sechzehnten Jahrhunderts, in keiner seiner Formen.

Zu dem Wundervollsten und Großartigsten der Zwinglischen Politik gehören seine Bündnistendenzen mit dem Ausland. Gewiß, er hat scharf das Reislaufen bekämpft, das die Schweizer in ausländischem, namentlich französischem Solde zum Gewinn Anderer sich verbluten ließ, aber er hat nicht Neutralitätspolitik getrieben, sondern Bündnispolitik, evangelische Bündnispolitik. Das neu begründete, von ihm geschaffene evangelische Zürcherische Staatswesen sollte gemeinsam mit den evangelischen Mächten im Reich und darüber hinaus einen großen Protestantenbund bilden gegen das katholische Oesterreich, dem Evangelium eine weite Gasse zu bahnen. Ein genial gedachter Plan, von Zürich ausgehend, überspringend auf die benachbarten süddeutschen Städte Konstanz, Straßburg, Reutlingen, Augsburg u. a., dann einen festen Stützpunkt fassend in Hessen, wo der hochgemute Landgraf Philipp freudig dem Schweizer die Hand reichte, noch weiter vordringend nach Westen in Frankreich hinein, dann nach Norden bis Dänemark, nach Süden bis Venedig, wie ein großmaschiges Netz erscheint der Bund, bestimmt, den Kaiser zu fangen und den Katholizismus. Er ist im Wesentlichen Plan geblieben, und die Ausführung hielt sich in sehr bescheidenen Grenzen. Das Wollen aber war groß; doch wäre es heute wiederholbar, etwa um nun in der Gegenwart die zu Zwinglis Zeiten gelassene Lücke auszufüllen? Wiederum Nein, ganz unmöglich. Um der Religion willen schließt die Gegenwart überhaupt keine Bündnisse mehr, weil der Staat die Religion freigegeben hat; und politische Bündnisse schließen kann die Schweiz nicht mehr, weil sie sich auf Neutralität festgelegt hat. Die Neutralität gestattet die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu auswärtigen Staaten, den Abschluß von Handelsverträgen, Zollregulierungen, eine gemeinsame Eisenbahnpolitik und dergleichen, aber sie verbietet das militärische Bündnis: die Armee ist nur zum Schutze des eigenen Landes da, nicht aber zur Kriegführung im Bunde mit Anderen gegen einen gemeinsamen dritten Feind. So aber dachte es Zwingli, und darum steht die Gegenwart hier in scharfem Widerspruch zu ihm, sie kann seine Bündnispolitik nicht wieder aufnehmen.

Und ziehen wir den Kreis enger, beschränken wir uns ganz auf Zürich: wer unter den Zürichern wünschte wohl die Wiederherstellung des Zwinglischen Regimentes, ganz so wie es zu seinen Zeiten war? Doch wohl Niemand. Und warum nicht? Weil wir es aufgegeben haben, mit der Bibel in der Hand zu politisieren, weil dieses ganze, halb geistliche, halb weltliche Regiment, in dem schließlich der Pfarrer am Großmünster das entscheidende Wort sprach, für unsere Zeiten nicht mehr passen will, die dem Bürger geben, was des Bürgers ist, und dem Pfarrer, was des Pfarrers ist. Das Stadtregiment ist nur ein verkleinertes Abbild des eidgenössischen Staatsregimentes, und wie dieses überkonfessionell und paritätisch ist, so jenes. Zürich birgt heute in seinen Mauern eine ganze Reihe religiöser Gemeinschaften, viel mehr als die drei, mit denen es Zwingli zu tun hatte, Evangelische, Katholiken und Wiedertäufer; aber sie leben äußerlich unangefochten neben einander, keine Gemeinschaft braucht sich im Winkel zu verkriechen, wie es zu Zwinglis Zeiten die Katholiken und Wiedertäufer mußten. Denn jenes Nebeneinander der drei Bekenntnisse war tatsächlich ein scharfes Gegeneinander; allein berechtigt im Züricher Staatswesen war nur das Zwinglische Bekenntnis, und die beiden anderen waren nicht etwa geduldet, vielmehr sie wurden verfolgt, blutig verfolgt. Das Haus sollte rein sein und der Unrat hinausgeschafft werden. Das Regiment Zwinglis in Zürich ist ein intolerantes gewesen, ja, wie er es selbst einmal in einem Briefe an die Straßburger ganz offen sagt, ein Regiment der Inquisition. Gewiß, man hat es zuerst mit Güte, Belehrung und Ueberredung versucht, aber als der Glaube der Gegner sich nicht überzeugen ließ, hat man gegen die nicht Willigen die Gewalt gebraucht, die Wiedertäufer ertränkt und politische Gegner mit dem Schwerte hingerichtet. Aus Freude am Blutvergießen ist das wahrlich nicht geschehen; es läßt sich sogar zeigen, daß Zwingli das formale Recht auf seiner Seite hatte. Aber schon damals hat doch sowohl die Härte des Urteils wie die Raschheit des Prozeßverfahrens bei Vielen Mißbilligung erregt, und jedenfalls paßt dieses Inquisitionsregiment, wie es Zwingli mit Leidenschaft verteidigt hat, nicht in unsere Zeiten hinein. Calvins Tat, die Verbrennung Servets, wird heutzutage, von einigen Fanatikern abgesehen, kaum Jemand rechtfertigen, die Genfer Reformierten haben ein Sühnedenkmal für die begangene Schuld errichtet und damit die Tat ihres großen Meisters offen preisgegeben: wir sollten uns aber daran erinnern, daß wir in Zürich seit 1526 ein ganz ähnliches Regiment des Zwanges und der Gewissensbedrückung gehabt haben, und was dem Einen recht ist, sollte dem Andern billig sein. Als Vorkämpfer der Gewissensfreiheit und Toleranz darf Zwingli nicht gefeiert werden. Die Freiheit hat er für sich gefordert, solange es die Befreiung vom Papstjoche galt; aber als sie errungen war, hat er sie Andersgläubigen nicht zugebilligt, sondern die Gewalt an ihre Stelle gesetzt. Ein Verständnis, ja, auch nur ein Verstehenwollen der fremden Ueberzeugung war ausgeschlossen, beides aber ist für uns heute sittliche Pflicht.

Und ziehen wir wiederum den Kreis enger, verlassen wir das Gebiet der öffentlichen, politischen Tätigkeit Zwinglis, treten wir ein in seine Studierstube und betrachten die Früchte seines Fleißes, seine zahlreichen deutschen und lateinischen Schriften, versuchen wir sie zusammenzuordnen zu einem Denksysteme, einer Theologie, schwerlich würde heute Jemand allen Gedanken des Reformators seine Zustimmung geben. Gewiß, hier wird die Stimmung nicht eine so einheitliche und geschlossene sein wie gegenüber Intoleranz und evangelisch-schweizerischer Bündnispolitik; der Eine wird der Vergangenheit gegenüber mehr gebunden sein als der Andere; aber es gibt sicherlich Punkte, in denen eine allgemeine Abkehr der Gegenwart von Zwinglis Theologie festzustellen ist. Ich nenne etwa, um ganz an der Peripherie zu bleiben, nur den Glauben an die Hexen oder an die Person des Teufels; von Hexenwahn sprechen wir heute, und die Person Satans ist uns zum Prinzipe des Bösen geworden, wir haben eine Vergeistigung vorgenommen, wie mit manchen anderen biblischen Vorstellungen auch, die Zwingli noch buchstäblich festhielt.

Walther Köhler

Die Religion des modernen Menschen

1

Im Sommer 1912 wurde eine kleine Broschüre veröffentlicht, der man die Bedeutung eines historischen Dokuments zusprechen kann: sie erscheint — in den Grundgedanken wenigstens — kaum noch als Meinungsäußerung eines Individuums, so sehr ist der Verfasser Repräsentant seiner Generation, so sehr steht er im Zentrum der Kämpfe, die wir alle kämpfen, so sehr ist seine Seele eins mit der seines Volks und seiner Zeit. Er hat einer gemeinsamen Not Worte geliehen. Der Not aller derer, denen religiöse Bedürfnisse heute fast mehr zum Fluch als zum Segen werden, weil ihnen die alten Wege zu den Quellen des Lebens verschüttet sind, und sie neue nicht finden können. Wir meinen: Religion und Kultur von Alfred Weber. (Jena, Eugen Diederichs 1912. 39 S. 80 Pfg.)

Es ist im Grunde ein zweifaches Sehnen, das hier zum Ausdruck kommt: ein eingeborenes religiöses Fühlen verlangt nach Befriedigung; und könnte man es auch zum Schweigen bringen: da weder innerhalb noch außerhalb des religiösen Bezirks sich der Lebensmittelpunkt findet, das Kräftezentrum, um das sich die Atome unseres zerschlagenen geistigen Seins zusammenschließen könnten zur Form, so sieht sich der moderne Mensch doppelt verlassen, und die Frage nach „Religion und Kultur" wird zur Frage nach Leben oder Tod. Denn das beginnen wir einzusehen: als Menschen ohne geistige Orientierung können wir bestenfalls Lebendigkeit, aber kein eigentliches Leben besitzen; und die fieberhafteste Tätigkeit und der rastloseste Fortschritt vermögen uns auf die Dauer nicht darüber zu täuschen, daß wir weder uns noch die Welt durch unser Wirken zu bereichern vermochten.

So erklärt sich die Fülle der heutigen Kulturbestrebungen, die wir trotz der unendlich naiven und karikierten Gestalt, in der sie meist auftreten, nicht zu belachen vermögen, wie man nicht über den löcherigen Mantel des Bettlers lacht, mit dem er vergeblich seine Blöße zu decken sucht. Und so erklärt sich bei den Tieferen und innerlich Reicheren ein immer lauter geäußertes Verlangen nach Religion, zwar nicht als der einzig denkbaren Quelle einer neuen Kultur, aber als der einzigen Speise, die wirklich der hungernden Seele Sättigung gibt.

Wenn dabei etwas zu bedauern ist, so ist es nur, daß aus dieser oft konstatierten religiösen Sehnsucht unserer Zeit kein Ringen um Religion geworden ist, und daß der Quietismus, zu dem, wie man sagt, das Christentum erziehe, diesmal bei den Kindern der Welt zu finden ist. Freilich kann man nicht nach Belieben eine Religion schaffen; noch weniger wird eine solche erwachsen aus den Kulturbedürfnissen Unreligiöser. Doch aber gilt noch heute wie zu den Zeiten der Erzväter, daß der Mensch nicht vergebens mit dem Engel des Herrn ringt die Nacht hindurch bis zum Morgengrauen: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn."

2

Hellsichtig erfaßt Weber die historische Lage: der rationalistische Begriffsapparat ist zerbrochen, die Bahn für die Religion ist wieder frei. Darin sind wir glücklicher als unsere Väter: wie viele von ihnen blieben in der Wüste des Intellektualismus stecken, während wir, wenn auch Suchende, doch ein Land der Verheißung vor uns sehen, dessen Zugang nicht durch den Verstand verbaut ist. Jene aber haben nicht umsonst gekämpft und gedarbt, und ihre Leiden sind uns nicht verloren; ihr Erbe ist der Geist der Wahrhaftigkeit, der lieber geraden Wegs zur Hölle fährt, als sich durch Selbstbetrug einen Himmel zu erkaufen: die Ethik eminent tapferer Diesseitigkeitsmenschen, einer Generation, deren Wirklichkeitssinn durch Naturbeobachtung und technische Schulung aufs Höchste gesteigert war. Die Selbstzucht und Konsequenz, mit der sie ihren Weg bis zur Selbstvernichtung verfolgten, nötigt uns die allergrößte Bewunderung ab, wenn sie auch die Versuchung des Mystikers nicht kannten, der selbstvergessend sich der Gottheit hingibt und den Wonnen der himmlischen Liebe sein Ich bedingungslos zum Opfer bringt.

Dieser Tradition müssen wir treu bleiben; wenn wir sie verlassen, verlieren wir den Boden unter den Füßen: die Wahrung der intellektuellen Ehrlichkeit ist die conditio sine qua non unseres religiösen Lebens. Aber wir wissen nun, daß Vernunft und Religion nicht notwendig Feinde sind, wie zersetzend auch kritisches Denken auf überlieferte Religionsformen einwirken mag. So weit führt uns unser Denken: nachdem es uns in Fesseln geschlagen hatte, kommt es zur Erkenntnis seiner eigenen Grenzen und zerbricht wieder die selbstgeschmiedeten Ketten. Die Philosophie selbst gibt uns den Freibrief zu der Welt, die hinter Raum und Zeit liegt. Hier aber läßt sie uns im Stich, — und der suchende Blick weiß nicht, wohin sich wenden. Jeder Tag bringt eine „neue Religion", an jeder Straßenecke steht ein Quacksalber in der schlechten Maske eines „Retters der Menschheit", und die allgemeine Verwirrung wird größer statt kleiner. Dabei wird gewöhnlich Eins übersehen, was uns von entscheidender Bedeutung scheint: das Feld ist frei für die Religion, aber nicht für die „neue Religion". Denn mag man immer mit mehr oder weniger Recht die christlichen Kirchen tot sagen: das Christentum steht nach wie vor als unüberwundene Macht in unserer geistigen Welt, es ist nicht zu ignorieren, und es wird desto lebendiger, je mehr man es bekämpft. Mag es uns angenehm sein oder nicht, neben ihm sind heute und in absehbarer Zukunft in Westeuropa nur Sekten möglich, keine irgend bedeutsamen religiösen Gemeinschaften. Ich kann mich vom Christentum absondern, gewiß. Aber damit, daß ich diesen Schnitt vollziehe, gebe ich auch die Aussicht auf, mithelfen zu können an der Ueberwindung der höchsten Not unseres Volkes und unserer Zeit. — Das Christentum ist und bleibt das Schicksal unserer Zeit. Das hat einer wohl erkannt, der sein Heil bei den Hellenen gefunden hat und dennoch weiß: „Kreuz, du bleibst noch lang das Licht der Erde."

3

Das Christentum ist das Schicksal unserer Zeit; aber ist es auch, wie so viele meinen, ihr Verhängnis? Man kann fast sagen, daß den modernen Religionssucher ein tiefes Mißtrauen gegen die Religion des Kreuzes charakterisiert. Er ist Nachkomme derer, die sich die Kräfte der Natur dienstbar gemacht haben, und deren Evangelium das Evangelium der Arbeit war. In „lebenzugewandter Tätigkeit" erblickt er seine höchste Aufgabe, und er glaubt das Christentum als lebenverneinende Religion ablehnen zu müssen. Er liebt das Leben; er hat Ehrfurcht vor seinen Trieben, und die Brandmarkung des Natürlichen als „Sünde" ist ihm ein Abscheu, eine Selbstentwürdigung des Menschen. Die Forderung der Demut verletzt seinen Stolz und scheint zu bestätigen, daß das Christentum die Religion der Armen und Bedrückten sei. Gerade in den Stunden, in denen sein Geist das Zeitliche hinter sich läßt und sein Gefühl sich zu religiöser Inbrunst steigert, möchte er sich lieber einen Kranz von Sternen auf den Scheitel drücken, als sich vor dem beugen, der eine Dornenkrone trug.

Aber entspringt nicht diese Abkehr doch aus einem Verkennen der Grundgedanken des Christentums? Es ist bei diesem Versuch einer grundsätzlichen Verständigung nicht von dessen geschichtlichen Erscheinungsformen die Rede. Der Historiker mag uns immerhin beweisen, daß es eine „Konzentration aller Lebensnegativen" der alten Welt darstellt. Darauf kommt für uns als der Zukunft zugewandte Menschen gar nichts an. Die Ehrfurcht vor der Vergangenheit läßt uns keinen Augenblick vergessen, daß wir nie und nirgends von vorne anfangen können, daß wir angewiesen sind auf unser Erbe. Aber dennoch ist uns dies in erster Linie Material, aus dem wir die Welt erschaffen sollen, die unseren Bedürfnissen entspricht.

Wenn wir daraufhin das Christentum betrachten, so müssen wir zunächst von Zweierlei absehen. Einmal von dem Gros seiner Verkünder. Die christlichen Kirchen befinden sich nicht umsonst in der Defensive. Der beständige Kampf gegen innere und äußere Feinde, der ihre beste Kraft verzehrt, und mehr noch — speziell in Deutschland — die Abkehr der Kreise, die am wenigsten durch Tradition gebunden sind, und die so einen Prüfstein abgeben für die Werbekraft einer geistigen Bewegung, der Intellektuellen und der Arbeiter, beweist unwiderleglich, daß sie in ihrer heutigen Form unzeitgemäß sind. Damit soll nicht

der Außerkirchlichkeit das Wort geredet werden. Zerstören ist leichter als aufbauen, und auch das persönliche religiöse Leben bedarf, wenn es gedeihen soll, der Gemeinschaft. Es soll nur verhindert werden, daß die christlichen Kirchen und ihre offiziellen Vertreter als Argumente gegen das Christentum gebraucht werden, während doch die Unvollkommenheit der Kirchen eher die Energie der Besten reizen sollte, Mangelhaftes umzuformen, und wir uns ihren Geheimnissen gegenüber sagen müßten, daß das Vorurteil auf unserer Seite ist, wenn wir glauben, über die Symbole der tiefsten Erlebnisse eines Kreises aburteilen zu können, in den Einblick zu gewinnen die meisten von uns sich nicht allzuviel Mühe gegeben haben.

Und sodann haben wir abzusehen von unserer Antipathie gegen die „Frommen", ein Moment, das bei der Abneigung gegen das Christentum eine große Rolle spielt. Wir vergessen, daß jede Religion für mindestens ebensoviele ein Verhängnis wie ein Segen ist — jede starke Medizin ist ein Gift, das den Einen tötet, während es den Andern heilt, und Jesus wußte sehr wohl, daß er gekommen sei zu „Fall und Auferstehen" Vieler in Israel. Der Weg jedes Religionsstifters ist mit Leichen bedeckt, und nicht zuletzt unter der Zahl der „Frommen", die die Eintrittskarte zum Himmel schon in der Tasche zu haben glauben, sind die zu suchen, die ihre geistige Dürre, aufgeblasene Selbstgerechtigkeit und seelische Unreinheit im Schatten des Kreuzes zu verbergen suchen, das ihnen zum Fluch wird statt zum Segen: „Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat."

Lassen wir all dies beiseite, ebenso wie allen Streit um Dogmen, die als Krystallisationsformen religiösen Lebens natürlich nur für den Sinn haben können, der auch das Lösemittel bei der Hand hat, und treten wir Auge in Auge vor die zentrale christliche Lehre, das Geheimnis des Kreuzes. Können wir das Kreuz als moderne Menschen in unserem Leben dulden?

Immer wieder wird darauf hingewiesen als auf ein Symbol der Kreuzigung des Fleisches, die von uns verlangt werde, der Abtötung des natürlichen Menschen, der als von Anbeginn verdorben verworfen sei. Ist aber dabei nicht Weihnachten und Ostern übersehen, neben denen Karfreitag erst verständlich wird? Weihnachten feiert das Erscheinen Gottes in Menschengestalt, womit dem Menschen das höchste Adelszeichen aufgedrückt wird. Ostern aber lehrt, daß wir nicht sterben sollen, sondern verwandelt werden. Unsere Natur soll nicht ertötet, sondern geadelt werden, soll die Verklärung erfahren, die nur dem zuteil wird, dessen Liebe stark genug ist, um ihn das „Stirb und werde" erleben zu lassen. Wer so liebt, dessen Lebensmittelpunkt liegt außerhalb seines Ich; er hat den Egoismus überwunden, ohne an Leben eingebüßt zu haben. Er lebt in seiner Liebe. Nur wer die Gebote dessen, der das Mitleid gepredigt hat, erfüllen will, ohne daß es ihm Herzensnotwendigkeit ist, der freilich wird seine Zuflucht dazu nehmen müssen, drängendes Leben abzutöten, er wird freudlos und sein Tun ohne Segen sein. Darin liegt die Gefahr einer Verkündigung christlicher Ethik ohne den Hintergrund lebendigen religiösen Fühlens, eine Gefahr, welche der Protestantismus nicht immer zu vermeiden gewußt hat.

Es kann und soll hier nicht versucht werden, das Wesen des Christentums zn skizzieren. Der Sühnegedanke, der nicht ohne weiteres verständlich zu machen ist, wurde nicht einmal erwähnt, obwohl er im Mittelpunkt der christlichen Lehre steht. Auch ist nicht zu übersehen, daß „Christ sein" letzten Endes nicht in der Annahme einer Weisheitslehre, sondern in der Gefolgschaft Jesu besteht. Das gehört in das Gebiet persönlichsten Erlebens.

Eine Auseinandersetzung mit der vorliegenden Broschüre im Einzelnen ist vermieden. Wie dem Verfasser, so kommt es auch uns auf Verständigung an, und dazu scheint gerade auf diesem Gebiet Polemik der wenigst geeignete Weg zu sein.

Auch wir fühlen uns nicht im Besitz abschließend formulierter Heilswahrheiten. Auch wir sind Suchende. Aber wir meinen, daß die übliche Kritik des Christentums vom Standpunkt des „modernen Menschen" aus, die sich auch Weber im großen und ganzen zu eigen macht, einer gründlichen Nachprüfung bedarf. Wir glauben, daß dem modernen Menschen seine Erlösung vielleicht näher liegt, als er denkt, und daß wir nicht zerbrochen, sondern erst recht zu ganzen Menschen werden würden, wenn wir, statt ständig um die Entwicklung unseres Ich besorgt zu sein, uns der ewigen Liebe in die Arme würfen, und daß dann an uns das Wort wahr würde: „Wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen, der wirds finden."

Werner Picht

Zur sozialistischen Jugendbewegung

Seit einigen Jahren ist der Kampf um die Jugend unseres Volkes entbrannt. Auf der einen Seite stehen die bürgerlichen Jugendvereine, auf der andern die sozialdemokratischen. An dieser Kampfesfeststellung ändern die mannigfachen Gegensätze, die innerhalb der bürgerlichen Jugendpflege bestehen, nicht allzuviel.

Der Kampf muß ausgekämpft werden. Ja, man könnte seine ehrliche Freude an ihm haben. Denn Liebe zur Jugend hat ihn erzeugt; und neue Freunde wird er der Jugend zuführen. Aber es fehlt den Kämpfenden auf beiden Seiten noch die ruhige Besonnenheit, die ein rechter Krieg auch erfordert; die nicht nur das eigene Ziel fest im Auge zu halten lehrt, sondern auch unbedingte Klarheit über den Gegner verlangt: „Ist er wirklich so schlecht, wie du in der ersten Kampfeshitze glaubtest?" Es fehlt an der Fähigkeit, vielleicht auch mit am guten Willen, sich in die Seele des Gegners zu versetzen. Das beweist das Buch des Sozialdemokraten Karl Korn über die „bürgerliche Jugendbewegung" (Berlin 1910) ebenso wie die jüngst erschienene Schrift des Inspektors der Berliner Stadtmission, P. W. Ilgenstein, über „die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend." — Dieser Sachverhalt rechtfertigt es, wenn im Folgenden der Versuch gemacht wird, die sozialistische Jugendbewegung einmal unter Beiseitelassung jeder Polemik kurz zu betrachten.

Wir fragen: Wie ist sie entstanden, und was bedeutet sie für Gegenwart und Zukunft?

* *

Die „freie" Jugendbewegung ist verhältnismäßig jungen Datums. 1904 wurden in Süddeutschland und in Berlin die ersten „Vereine junger Arbeiter" gegründet, dort von Ludwig Frank, hier von Max Peters. Der süddeutsche Zweig besaß seit 1906 in der „Jungen Garde" ein eigenes Organ; die Berliner waren schon 1905 mit der „Arbeitenden Jugend" vorangegangen. Bis 1908 bestanden beide Verbände gesondert neben einander. Als nun das Reichsvereinsgesetz vom 19. April 1908 die politische Betätigung der Jugend untersagte, war die erste Folge die, daß „Partei und Gewerkschaften die Pflicht anerkannten, die Erziehung des Nachwuchses nicht dem Zufall zu überlassen, sondern selbst zu leiten": die Jugendarbeit wurde zur Parteisache. Die beiden Verbände vereinigten sich zum „Verband der arbeitenden Jugend Deutschlands"; an die Stelle der zwei bisherigen Zeitschriften trat die „Arbeiterjugend", die gegenwärtig annähernd 75000 Abonnenten zählen dürfte.

Die Organisation der Jugendbewegung ist eine straff zentralistische. Die einzelnen „Jugendbildungsvereine" treten zu Bezirksverbänden, diese zu Landesverbänden zusammen, und die Spitze der Pyramide ist die „Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands", die schon durch ihren Vorsitzenden, den Reichstagsabgeordneten Ebert, in engstem Zusammenhang mit dem Parteivorstand steht. So trägt sie schon dadurch einen sehr parteioffiziellen Charakter, der sich auch in der von ihr herausgegebenen Verbandszeitschrift stark ausprägt. Die „Arbeiterjugend" erscheint vierzehntägig und wird von Karl Korn redigiert. Der Inhalt der Leitartikel entspricht durchaus dem, was man in parteioffiziösen sozialdemokratischen Ergüssen erwarten kann: wenig Tiefe und viel Pathos! Im übrigen ist die Zeitung so schlecht nicht: an Reichhaltigkeit dürfte sie viele Jugend-

blätter hinter sich lassen; und inhaltlich bietet sie neben all den — meist politischen — Abgeschmacktheiten und Verkehrtheiten doch auch viele wirklich belehrende Artikel, ebenso über volkswirtschaftliche und gewerkschaftliche Fragen wie über solche der Naturwissenschaften und der Technik. Am besten ist der unterhaltende Teil. Indessen, mag man immerhin den Finger legen auf die mangelnde Innerlichkeit und Gedankenreife der „Arbeiterjugend", mag man bisweilen wohl auch das Verantwortungsgefühl der Artikelschreiber in Frage ziehen, — der kennt die sozialdemokratische Jugendarbeit schlecht, der ihren Schwerpunkt in der Herausgabe dieser Zeitung sieht. Auch Flugblätter und Broschüren kommen erst in dritter und vierter Linie in Betracht. Die Sozialdemokratie arbeitet so stark mit Papier und Druckerschwärze, daß viele ihrer Kritiker über dem Lesen dieses Schwarz-auf-Weiß das Studium der lebendigen Menschen, aus denen doch eben auch die sozialdemokratische Partei besteht, vergessen.

Suchen wir also auch die „rote" Jugend lieber selbst in ihren Versammlungen auf! Wie tritt sie uns da entgegen?

In den Einzelvereinen ist eine weitgehende Selbstverwaltung durchgeführt. Die Jugend wählt aus ihrer Mitte Vorstand, Schriftführer, Spielleiter, Agitationsausschuß u. s. f. Nur steht diesen ein aus erwachsenen Männern und Frauen gebildeter Beirat zur Seite, der eine gewisse Oberaufsicht ausübt, etwaige Streitigkeiten unter den Mitgliedern schlichtet und wohl auch die Verbindung mit Partei und Gewerkschaften herstellt. Im übrigen aber sind die Jugendlichen ganz auf sich gestellt. Nicht zum Schaden der Sache! Man wird das frische Vereinsleben zum guten Teil darauf zurückzuführen haben, daß die Jugend hier Herr im Hause sein darf, ja mehr, daß man ihr das Recht gibt, ihr Haus weiterzubauen. Welche Flut von Anträgen, Anfragen und Anklagen gibt es doch oft an einem einzigen Vereinsabend! Bald macht sich hier, bald da eine Statutenerweiterung oder -änderung durch die Praxis nötig, bald hat dieser oder jener „Jugendgenosse" sich gegen Vereinsgebote vergangen und dergleichen: kurz, das Vereinsleben baut sich auf der tätigen Mitarbeit Aller und der scharfen gegenseitigen Kontrolle der Mitglieder auf. So bildet sich eine streng parlamentarische Ordnung und entsprechende Verkehrsformen aus. Jeder erhält das Wort, der es wünscht; den weiblichen Mitgliedern stehen die gleichen Rechte zu wie den männlichen; gegen alles Cliquenwesen wird, wie ich das wiederholt beobachtet habe, energisch vorgegangen. Aber auch soweit die Beziehungen zwischen den Mitgliedern das Vereinsleben nicht direkt berühren, sind sie von diesem Geiste durchweht. Die gegenseitige Achtung ist mir stets aufgefallen: mag der Eine einem gelernten Berufe angehören mit einem Wochenlohn von 25 Mark und der Andere als Lehrling sein kümmerliches Taschengeld beziehen; mag dieser in seinen Interessen und Kenntnissen weit über jenem stehen, — im Vereine kennen sie sich nur, ich will nicht sagen: als Freunde — denn so zart pflegen die Beziehungen nicht zu sein —, aber als gute Kameraden. Das macht sich besonders im Nebeneinander der Geschlechter geltend. Da ist nichts zu bemerken von bedenklicher Vertraulichkeit, aber auch nichts von ebenso bedenklicher Prüderie; es herrschen durchaus gesunde Formen des Verkehrs. Ausnahmen gibt es, aber es war mir eine Freude zu sehen, mit welcher Offenheit und Entschiedenheit man von beiden Seiten gegen sittlich anrüchige Elemente vorging: Hinaus mit euch! Vielleicht hängt es mit der Coeducation zusammen, wenn der Ton der Verhandlungen im ganzen ein anständiger ist. Gewiß, es geht oft stürmisch zu, sehr stürmisch. Aber wenn ein verletzendes Wort fällt, so bleibt es nicht ungeahndet. — Wir freuen uns dieses Gemeingeistes, der die Arbeiterjugend beseelt, weil wir überzeugt sind, daß er nicht vom bloßen „Klasseninteresse" diktiert ist, sondern letztlich seelischen Bedürfnissen und Anlagen entspringt. Darum geht einmal in die Versammlungen der „freien" Jugendvereine, ihr, die ihr sie bekämpft! Geht zunächst einmal als ruhige Beobachter hin und vergleicht sie mit euren Jünglings- und Jungfrauenvereinen usw. Man kann das Bewußtsein der Ueberlegenheit in manchen Punkten haben und behalten, so bleiben doch andere, in denen man vom Gegner lernen kann. Oder wird wirklich in allen nationalen Jugendvereinen das Rauch- und das Alkoholverbot so streng eingehalten? Ist der Gedanke der Selbstverwaltung nicht stärker hervorzukehren? Ist das Vereinsgefühl, ist die Achtung vor dem Andern überall so lebendig?

Nicht nur aus Nützlichkeitsgründen heben wir diese Züge hervor, sondern vor allem aus Gründen der Gerechtigkeit. Es muß notwendig ein falsches Bild von der sozialistischen Jugend und Jugendpflege entstehen, wenn man sich solche Betrachtungen schenkt. — Doch man weist uns hin auf die eigentliche Vereinsarbeit: die Jugend sei gut, aber sie werde verdorben, „vergiftet" . . . Auch hier gilt es, sich vor Uebertreibungen zu hüten und nicht voreilig von der Höhenlage der Leitartikel sozialdemokratischer Blätter auf die Praxis der Jugenderziehung zu schließen. Zunächst sind die Formen der Vereinstätigkeit nicht verschieden von denen nationaler Jugendvereine. Körperpflege, geistige Weiterbildung, Charaktererziehung werden hier wie dort erstrebt, Unterhaltung und gesellige Veranstaltungen geboten; und es ist nicht zu bestreiten, daß es dabei neutrale Gebiete gibt, die nicht politisch infiziert werden können. Man kann nicht sozialistisch turnen oder schwimmen, — aber es bedeutet viel für die Volksgesundheit, wenn allwöchentlich junge Leute, die vielleicht in ihrem Leben nicht in einen bürgerlichen Turnverein eintreten würden, doch dazu kommen, ihren Körper zu stählen. Man kann auch nicht jede Bildungsfrage ins Licht sozialistischer Weltanschauung tauchen, — aber es ist ein nationaler und sozialer Segen, wenn junge Arbeiter und Arbeiterinnen sich mit Naturwissenschaft und Technik befassen, anstatt ihre freie Zeit in Wirtshäusern und auf Tanzböden zuzubringen.

Mit dem allen soll aber nicht die Tatsache verschleiert werden, daß ein grundsätzlicher Unterschied zwischen sozialdemokratischer und bürgerlicher Jugendbewegung besteht; nur soll man ihn nicht in den Einzelheiten der Vereinspraxis suchen. Er ist im Ursprung und Endziel der Bewegung begründet.

Wie konnte es überhaupt zur Entstehung einer solchen kommen? — Erst seit wenig Jahren besteht sie, und sie ist nicht etwa auf Parteitagsbeschluß hin entstanden, sondern von jugendlichen Arbeitern selbst gefordert und ins Leben gerufen worden! — Die Generation, die in den Jahren während und nach dem Sozialistengesetz sich dem Sozialismus zuwandte, empfand mehr oder weniger diese Hinwendung als ein inneres Erlebnis, das ihrem Dasein einen Inhalt gab. Der Sozialismus kam zu ihnen als die große Frohbotschaft. Gewiß lebt dieser Enthusiasmus noch in den Herzen Einzelner, vielleicht Vieler. Aber im Großen und Ganzen gilt: der Sozialismus als Seelenstimmung schwindet mehr und mehr. Wenn früher der Funke des sozialistischen Ideals unmittelbar in den Seelen der Einzelnen zündete, so ist jetzt zwischen beide „die Partei" getreten. Sie hat Erstaunliches geleistet in der Technik der Massenbehandlung, aber die Kunst individueller Seelenbildung umso weniger geübt. Sie setzte eben das Mysterium des Erlebnisses auch bei denen voraus, die den Sozialismus nur als Selbstverständlichkeit kennen gelernt hatten, die sozialdemokratisch geboren und getauft, in die Schule gebracht und aus der Schule gekommen waren. Gerade das trifft aber auf die heranwachsende Generation zu. Sie sucht daher in den Jugendvereinen die psychologische Vermittlung zwischen ihrem eigenen eben erst erwachten Denken und der sozialistischen Idee. Und die sozialdemokratische Partei hat sehr bald das Bedürfnis „ihrer" Jugend erkannt und deshalb als Erziehungsziel wiederholt proklamiert, „die Jugend mit dem Geiste des Sozialismus zu erfüllen", sie „im Sinne der proletarischen Weltanschauung zu erziehen." Das sind zunächst schöne Redensarten, hinter denen aber doch wohl mehr steckt, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Nicht darum handelt es sich in erster Linie für die Sozialdemokratie, die Arbeiterjugend für die Partei zu gewinnen, sondern darum, ob ein naiver, absolutheitsfroher Sozialismus den Seeleninhalt auch kommender Geschlechter bilden wird, oder ob, um dies sein zu können, der Sozialismus den ganzen Strom kultureller, ethischer, religiöser Werte in sich aufnehmen muß, der aus unserer nationalen Geschichte fließt. Ein stilles Ringen um die Zukunft des Sozialismus spielt sich in der sozialistischen Jugendbewegung ab. Es lohnt sich, ihm die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Dem doktrinären Charakter der deutschen Sozialdemokratie entsprach es, wenn sie zunächst der Jugend den Sozialismus als ein System neuer, weltbewegender Erkenntnisse darstellte. Das wird noch jetzt reichlich geübt. „Aufklärung", natürlich „im Sinne des historischen Materialismus", wird in Wort und Schrift immer und immer wieder dargeboten. Es ist erstaunlich, mit welcher Menge naturwissenschaftlicher, nationalökonomischer, kultur- und literargeschichtlicher Kenntnisse oft junge Arbeiter aufzuwarten wissen, auch wie sehr sie geschult sind, sich begrifflich auszudrücken. Jedoch — wie fragwürdig ist diese „Wissenschaft", die nur zu oft am Gegensatz gegen alle „bürgerliche Bildung" orientiert ist, wie unwissenschaftlich, wenn sie der Jugend die Lösung der schwersten Fragen durch ihre glatten Formeln leicht macht. Es wäre ein Jammer, wenn der Bildungshunger unserer Arbeiterjugend nur in dieser Weise befriedigt würde.

Indessen tritt die Aufklärerei mehr und mehr in den Hintergrund. Die Jugend verlangt nach anderer Kost. Immer entschiedener wird die Gemütsbildung betont. Das geschieht zuerst durch die Pflege des Gesangs. Und zwar werden nicht bloß die sattsam bekannten „Tendenzlieder" gesungen, sondern manches alte liebe Volkslied neben ihnen. Hinzugekommen ist neuerdings die Wandervogelbewegung, die man der „Bourgeoisie" „abgeguckt" hat, — sehr zum Aerger der Doktrinären im eigenen Lager. Sie hat eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden, zumal sie sich mit der glücklicherweise noch nicht ganz erstorbenen Poesie der „Walze" verbinden konnte. Bemerkenswerter aber ist die Beschäftigung mit der Literatur. Schiller und Goethe dürften in wenigen Jugendvereinen so viel gelesen, rezitiert und besprochen werden wie in den „freien" Jugendvereinen. Allerdings laufen ihnen die „Freiheitsdichter" den Rang ab. Aber wie lange noch? Bringt doch sogar die „Arbeiterjugend" von 1909 eine hübsche Betrachtung über Liliencron, den man nicht gut sozialistisch exegesieren kann. — Wir haben alle Ursache, uns dieser Entwicklung zu freuen.

Bleibt als Letztes übrig die Charakterpflege. Die Sozialdemokratie hat lange genug über den Menschenrechten die Menschenpflichten vernachlässigt. Aber auch hier bereitet sich eine Wandlung vor. Sie steht im Zusammenhang einmal mit der durch die Vereinspraxis geforderten straffen sittlichen Zucht, von der oben die Rede war, und sodann mit dem wachsenden Interesse am Persönlichen und Individuellen. Es ist schlechterdings nichts Anderes als Heldenverehrung, der mancher Vortragsabend gewidmet ist. Daß Marx und Lassalle, Bebel und Liebknecht vorangestellt werden, ist verständlich und sollte billigerweise nicht dazu verwandt werden, die Sache zu diskreditieren. Es bleibt die Tatsache bestehen, daß ein Zug nach Persönlichkeitskultur durch die Arbeiterjugend geht. Und dieser vorerst nur ästhetisch-ethische Individualismus wird, wie wir glauben und hoffen, noch einmal sein religiöses Fundament finden.

Gewiß wäre es verkehrt, in der Masse junger Sozialdemokraten von heute nach „bewußter Religion" oder gar nach „bewußtem Christentum" zu suchen. Aber abgesehen davon, daß in keinem Punkte die Ansichten der sozialdemokratischen Arbeiter so wenig geklärt und einheitlich sind wie in der Stellung zur Religion: wer wollte ihnen alle Religiosität absprechen, die sich nur vorwiegend in dem seelischen Verhalten des Einzelnen zur Partei äußert; — wenn anders es richtig ist, daß „auch in den Beziehungen des Menschen zur Menschenwelt Kräfte und Bedeutsamkeiten wirken, die nicht von schon bestehender Religion eine religiöse Färbung zu Lehen tragen, sondern von sich aus zu dieser aufsteigen" (Simmel).

* *

So schließt die sozialdemokratische Jugendbewegung noch große Entwicklungsmöglichkeiten in sich. Sie beruhen auf der Seelenverfassung der modernen Arbeiterjugend. Man muß diese Jugend lieben, mag sie sich auch zur Sozialdemokratie bekennen, und man kann ihr das Vertrauen entgegenbringen, daß sie eine Zukunft heraufführen wird, die besser ist als die Gegenwart.

Expertus

Unter den Kabylen

Aus einem Tagebuch

2

Nein, so müde bin ich doch nicht einmal während des Kaisermanövers gewesen! War das ein Tag! Zwei Versammlungen gehalten, 55 Patienten bedoktert, acht Kranke im Dorf besucht, ein Zimmer frisch geweißt, einen zweistündigen Ritt nach Mekla gemacht, um nach der Post zu sehen, hunderterlei Anordnungen getroffen im Haus, im Garten, in der Küche, eine Stunde zu studieren versucht, . . . jetzt wollen wir die Lampe für ein Weilchen anstecken, die Zeitung aus der Heimat zur Hand nehmen, um im Frieden der Wohnstube noch etwas von dem Lärm da draußen in der großen Welt zu genießen. Man hat ja hier keinen Menschen, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann. Belkassem und Elhauszin sind schon ins Dorf hinuntergegangen und haben die Missionstation ihrem Frieden überlassen.

Und mit dem Abend ist auch die große Stille gekommen. Man sollte nicht meinen, daß fünf Minuten von hier 3000 Menschen enge beieinander wohnen. Keine Menschenstimme! — nicht einmal einen Hund hört man anschlagen. Die afrikanische Nacht liebt den Lärm nicht, und wenn mal einer entsteht, so erstickt sie ihn rasch in ihrer weichen, warmen, elastischen Luft. Auch nach den gewohnten Geräuschen eines geordneten Haushalts horche ich vergebens. Kein Tellerklirren in der Küche, kein Stuhl gerückt im Nebenzimmer. So ist es eben, wenn man ganz allein ist. Wenn ich mich räuspere, hallts im ganzen Haus wieder. Jetzt fängt ein Mäuschen zu nagen an, irgendwo im Speiseschrank, und im Holzwerk der alten Stiege tuts einen ordentlichen Krach. Ich denke an alle guten Geister und lege mich zur Ruhe.

Für heute Nachmittag haben sie mich ins Dorf eingeladen zu einem großen Fest. Der kleine Mohand, Sohn des reichen Rahal soll beschnitten werden. Das halbe Dorf macht sich bei dieser Gelegenheit einen Feiertag. Schon vom frühsten Morgen an verführen arabische Musikanten den üblichen Lärm, — eine Trommel, mit einem Krummholz geschlagen und drei Flöten aus Schilfrohr, mehr braucht die arabische Musika zur Ausübung ihrer Kunst hierzulande nicht. Die Flöte umfaßt kaum eine Oktave, die aber selten ganz in Anspruch genommen wird. Vier bis fünf Töne lösen sich unaufhörlich ab in heiserem Tremolo, das auf die Dauer auch die stärksten Nerven zittern macht und alle Sinne in eine einzige Richtung zu drängen scheint, . . . stark erotische Musik! Zu Hunderten sitzen Männer und Knaben auf der Thaschemaath, dem Versammlungsplatz herum und trinken die wilde Musik in sich hinein. Die Flötenbläser begleiten ihr Spiel mit schlingernden Bewegungen des Oberkörpers, und der Tambour schlenkert seine Beine nach allen Richtungen hinaus. Die Frauen und Mädchen halten sich in den Häusern verborgen. Nur dann und wann zeigt sich eine in der Haustüre, geputzt und geschminkt, um gleich wieder zu verschwinden. Ihre Freude drückt sich in einem gellenden, langgezogenen Ju Ju Ju — — — aus, daß der Reihe nach von Dutzenden von unsichtbaren Lippen aufgenommen wird; es klingt wie glockenhelles Wiehern. Als Antwort geht jedesmal ein sinnliches Schauern durch die Reihen der Männer. Für die Kinder gibts einen besonderen Spaß. Einer der Musikanten stülpt eine Pferdemaske über den Kopf, dreht sich in einen plumpen Tanz hinein und wiehert dazu wie ein Gaul. Den Hand u Aaudiu, den „Pferdehannes", einmal tanzen zu sehen und wiehern zu hören, ist für unsere Kabylenkinder das große Ereignis ihrer Jugendfreuden.

Im Hause des Rahal sammeln sich Verwandte und Geladene zu besonderen Freuden. „Merhaba isek, a Sidi, Sei willkommen, o Herr!" ist der Gruß des Hausherrn. Auch hier wieder sind die beiden Geschlechter streng geschieden: die Männer im Hofe, die Frauen im Hause. Die Kabylin geht, wie die Beduinin, unverschleiert bei der Arbeit außer dem Hause; innerhalb ihrer vier Wände aber ist sie für jeden fremden Mann die „Abgeschiedene", die Unsichtbare. Auf Weisung des Hausherrn führt mich eine siebzigjährige Matrone ins Frauenhaus. Was keinem Gläubigen jemals erlaubt würde, ist dem christlichen Missionar gerne gestattet, denn in diesen heiklen Dingen bringt der Mohammedaner dem christlichen Europäer unbegrenztes Vertrauen entgegen. „Du würdigst jede Frau wie eine Königin . . ." „Bei dir die Wahrheit, o Herr, aber ihr Gläubige erniedrigt sie zu Sklavinnen und Tieren." — Alle Frauen und Mädchen des Viertels haben sich hier zusammengefunden. In wohlgesetzten Worten suche ich der Mutter des kleinen Mohand meine besten Wünsche für ihres Sohnes bald beginnende Männlichkeit darzubringen: „Möge der Herr einen tüchtigen Mann aus deinem Sohne machen!" „Inschallah, Amin, Wenns Gottes Wille ist, so sei es!" . . . „Hast du gehört", raunt eine der andern zu, „wie er von Gott dem Herrn redete?" Ein Europäer, der mit Ehrerbietung von Gott spricht, wird von den Eingeborenen mit Vertrauen und Achtung behandelt. Die religionsfeindliche französische Kultur hat bei den Mohammedanern Algeriens den Glauben aufkommen lassen, daß jeder Rumi kraft seines Europäertums ein Gottesleugner und Religionsverächter sei. Ich komme jetzt den Frauen und Mädchen nur noch halb so gefährlich und unrein vor, nachdem sie die üblichen frommen Grüße und Wünsche von mir gehört haben.

Ich kann mir nicht denken, daß sich anderswo Frauen und Mädchen mit mehr Geschmack kleiden und schmücken können, als hier im Kabylenland. Jede weiß, was ihr steht und wie sie sich zu geben hat. Für unsern europäischen Geschmack herrscht allerdings die Schminke zu stark vor; sie wirkt aber hier nicht schönheitsentstellend. In all den bunten und grellen Lichtern blauer, gelber, roter und weißer Frauengewandung ginge die Schönheit des menschlichen Antlitzes ungesehen verloren, wenn sie sich nicht durch auffälliges Schminken neben den andern Farben behauptete. Das Haar wird durch Nußbeize schwarzbraun gefärbt, leuchtendes Karminrot auf die Wangen aufgetragen, Augenbrauen und Wimpern

werden mit Antimon geschwärzt, der notwendige Farbengegensatz wird durch ein weißes oder gelbes Kopftuch erreicht. Schwere silberne Ohrgehänge, Stirnschmuck, Arm- und Fußringe klirren unaufhörlich, es klingt im Raum wie gedämpftes Läuten kleiner silberner Glöckchen.

Die Weltgeschichte schreibt ihre Annalen auf Menschenhaut. Was die Kabylen im Laufe der Jahrtausende erlebt haben, kann man hier auf den Gesichtern lesen. So manches Herrengeschlecht hat sich langsam in das kabylische Volk hineinverblutet und so der heimischen Rasse seinen Stempel aufgedrückt. Rasseneigentümlichkeiten kommen immer am deutlichsten bei Frauen zum Vorschein. Bei unseren Kabylenfrauen haben sich die scharfen Berberprofile noch am reinsten erhalten, wenngleich bei manchen etwas verfeinert durch einen Einschlag weicher arabischer Formen, aber auch der Altartetypus phönizischer, die Hoheit römischer und die Grazie byzantinischer Frauenschönheit haben sich unverwischlich im Volke eingeprägt, und von der kurzen Vandalenherrlichkeit erzählt das strohblonde Haar jenes kleinen Mädchens, dem die Nußbeize die helle nordische Schönheit noch nicht verdunkelt hat. Aber es ist keine Schönheit, die zu Herzen geht. Unsere Kabylenfrauen sind Statuen von formvollendeter Ebenmäßigkeit, aber ohne das Leben der Seele, ohne die Innigkeit des Gemüts, ohne die Wärme des Herzens: es fehlt das, was wir Anmut nennen, der Widerschein eines reinen und unverdorbenen Sinnes. Aber so wie die Männer ihre Frauen haben wollen, so sind sie; und deshalb sind die Kabylinnen trotz ihrer Schönheit häßlich, weil sie nur dazu da sind, um verwüstet zu werden. „Der Menschheit Seele nahm Gestalt im Weibe; im Traum vom Weibe deuten sich die Zeiten." Unser germanisch-christliches Empfinden kennt ein anderes Frauenideal. Nicht die sinnenfällige Schönheit der Jugend, sondern Gesichter, verklärt von innerem Frieden, durchglüht von Geist und Liebe, enthüllen uns den ganzen Zauber, das ganze Geheimnis der Schönheit. — Ohne Unterbrechung jauchzen die armen Geschöpfe ihr bakchantisches Ju Ju Ju — — — zu den Männern hinaus: ein schriller Diskant, ohrenzerreißend wie das Heulen hungriger Schakale, — klagend, bittend, drohend, wie wenn sich in einem einzigen Schrei das brennende Verlangen ihrer Seele losringen, ihr geknechtetes, verwüstetes Leben nach Freiheit rufen wollte. — Eine steinalte, blinde Matrone hockt in einer Ecke; die einzige Abwechslung, die sie in ihrem lichtlosen Dasein noch erwartet, ist der Tod. Um den Jungen nicht im Wege zu sein, hat sie sich hierher verkrochen, wie ein Tier, das die Peitsche fürchtet. Sie ist so verblödet, daß sie kaum mehr ein paar Worte lallen kann. Aber ihr Ju Ju muß sie noch jodeln; sie kann sich nicht sattschreien. Ihr gelber, schlaffer Hals bläht sich auf und ab wie bei einer Kröte, und zwischen den zahnlosen Kiefern vibriert ihre Zunge, scharf und spitz wie die einer zornigen Natter, — Schrecken. Wut und wilde Lust zu einem letzten Schrei zusammengewürgt, wie bei einer alten Wölfin, die zwischen Liebe und Hunger verendet. — Das war traurig und häßlich zugleich. Aber zu solchem Ende erniedrigt der Islam seine Frauen. — Ich dachte an den verklärenden Frieden, der freundlich wie Abendrot auf dem Gesicht eines frommen Mütterchens liegt, bei uns daheim im deutschen Vaterland, an den Adel, die Hoheit und prophetische Würde, mit denen die Germanen ihre alten Frauen bekleideten.

Die Zeremonie soll nun bald vor sich gehen. Draußen im Hofe drängt man sich um den Helden des Tages. Der kleine Mohand sitzt auf einem prächtig aufgezäumten Maultier; er mag sechs Jahre alt sein, aber der Ernst der Stunde läßt ihn älter erscheinen. Die Frauen haben ihn zu seinem Ehrentag geputzt und geschminkt wie ein Mädchen; nur an der roten Scheschia läßt sich seine Manneswürde erkennen. Er schaut mit leeren Augen auf das Getriebe um ihn her; seine Altersgenossen umringen ihn, aber er sieht und hört sie nicht. Die Musikanten tragen ihre wüste Musik von draußen herein; im Torweg staut sich die Menge. — In einer Ecke steht ein Taburett und davor der Amin (Mollah), triefend von Autorität und geistlicher Würde; hinter seinem Ohr steckt, wie bei uns die Feder, ein kurzes, scharfes Messerchen. Plötzlich reißt der Vater seinen Sohn vom Maultier, drückt ihn auf das Taburett nieder, — Trommel und Flöten geberden sich wie rasend, das Ju Ju der Weiber schwillt an zum Heulen einer Windsbraut, eine Gier nach Blut, ein Durst nach Opfern durchfiebert für einen Augenblick die Menge, wie einst, als nicht weit von hier zarte Kinderleiber den glühenden Bauch des Moloch von Karthago füllten, — der Schmerzensschrei des Kleinen geht in dem allgemeinen Getöse unter, — — — „und das Volk stand und sah zu".

Eine Matrone trägt ein Becken mit brennenden aromatischen Kräutern vor den jetzt trotz seiner Schmerzen lächelnden Knaben und räuchert vor ihm wie vor einem König, — um die Dschin und den bösen Blick zu vertreiben.

Am Abend lagern sich die Männer auf der Thalchemaath zum Festschmaus; im Hause des Rabal wäre nicht Raum genug. Aus weitbauchigen irdenen Töpfen wird der Kuskus serviert, gedämpfte Graupen aus Weizenmehl, Hammelfleisch und Geflügel in einer mit Kräutern und Gewürzen stark versetzten Brühe. Frauen und Kinder essen ihr Teil zu Hause. Ein Cafetier richtet sich auf dem Platze ein und um seine Azetylenlampe sammeln sich die Dorfbewohner wie Motten um das Licht. Vor einem Kreis von Intimen produzieren sich die Töchter des Rabal im Schleiertanz, ein Rezitator singt mit näselnder Stimme von den Heldentaten Abd el Kaders und den Irrfahrten Scheich Mohands, die Musikanten haben ihre Künstlerseele mit fettem Kuskus frisch besaitet und setzen mit erneuten Kräften ein, — „und das Volk pfiff mit Flöten und war sehr fröhlich, also daß die Erde von ihrem Geschrei erscholl."

Wann werden diese Menschen einmal verstehen, was Paulus seinen Römern schrieb: „Auch ist das nicht eine Beschneidung, die auswendig am Fleisch geschieht; die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht; eines solchen Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott"? Friedrich Rösch

Verschiedenes

Bausteine für den Religionsunterricht. Herausgegeben von A. E. Krohn und Dr. Ulrich Peters. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. In Heften zu je 50, in Subskription 40 Pfg.

Bisher erschienen: **Moses.** Von A. E. Krohn. (I, 1). 43 S. 1913. **Amos.** Von demselben. (I, 2). 40 S. 1912. **Der heilige Franciskus.** Von Dr. Ulrich Peters. (II, 2). 46 S. 1912. **Jesus.** Von demselben. (II, 1). 46 S. 1913.

Die bisher unter diesem Sammelnamen erschienenen Hefte haben den Beweis schlagend erbracht, daß ein lebenswarmer, von echt protestantischem Geiste getragener Religions-Unterricht, der fest in der Geschichte des Christentums begründet ist, wie er weithin heute gefordert wird, nicht nur möglich ist, sondern daß er schon vielfach verwirklicht worden und gelungen ist. Es sind bisher im Ganzen vier Hefte erschienen; darunter schildern zwei religiöse Persönlichkeiten auf dem (alttestamentlichen) „Vorstufen des Christentums", und zwei Hefte zeichnen Persönlichkeiten als Träger und Vertreter des Christenglaubens selbst. — Die ersten beiden Hefte, verfaßt von Aug. E. Krohn, behandeln Moses und Amos. Wie lebendig tritt in dem ersten dieser beiden Hefte der Eindruck hervor, den die geknechteten Israeliten von der Macht der ägyptischen Götter hatten, bis dann wieder die Uebermacht Jahvehs über die Götter der Aegypter in seinen Großtaten unter Moses zur lebendigen Anschauung kommt. Der Glaube und die Freude Israels hinsichtlich seines Gottes Jahveh tritt hier in lebendiger Anschaulichkeit vor Augen. Die Schüler von Herrn Krohn, die diesen Unterricht empfangen haben — denn was hier geboten wird, ist ja aus der Schulpraxis heraus entstanden — die haben wirklich ein Stück Anschauungsunterricht erhalten von dem Glaubensleben im Alten Bunde. Und nun gar die Zeichnung des Propheten Amos! Wie lebendig schauen wir das Auftreten des gewaltigen Propheten auf dem Herbstfest zu Bethel! Wie hebt sich da plötzlich seine ernste Totenklage von dem leichten Festjubel des Volkes ab! Wie sehen wir die persönliche Macht und Freiheit und Festigkeit seines neuen Glaubens, den er auch gegenüber der Freundschaft und in Gefahren behauptet, womit die Vertreter des bisherigen Volksglaubens ihn bedrohen. Und wie klar wird uns der Unterschied dieses neuen tiefsittlich begründeten prophetischen Glaubens von dem bisherigen Volksglauben gezeigt! Auch ich habe in diesem Winter an der Hand dieser beiden Schriften vor meinen Konfirmanden die Persönlichkeiten des Moses und des Amos zu zeichnen versucht, und ich habe es mit Freude verspürt, wie lebhaft diese Schilderung die Konfirmanden ergriff und interessierte.

Auch das zweite Heft der zweiten Reihe der „Bausteine", in welchem Dr. Ulrich Peters den heiligen Franziskus schildert, hat mir als Grundlage gedient, als ich in diesem Winter in einer Kirchengeschichts-Stunde diesen frömmsten Mann des Mittelalters Schülerinnen der zweiten Klasse einer höheren Töchterschule vor Augen zu stellen hatte; und ich bekenne gern, daß ohne dieses Heft, ohne diese Hilfe, mir meine Aufgabe gewiß viel weniger gelungen wäre.

Die Schilderung unseres Herrn und Heilandes, welche Dr. Ulrich Peters im ersten Hefte der zweiten Reihe der Bausteine darbietet, erschien leider zu spät, nachdem ich in meinem Konfirmandenunterricht die irdische Gestalt des Herrn schon dargeboten hatte: so konnte ich sie in diesem Winter nicht mehr benutzen, was ich lebhaft bedauere. Doch freue ich mich jetzt schon darauf, im nächsten Winter meinen Konfirmanden auf Grund dieses Heftes die innere machtvolle Herrlichkeit des Herrn vor Augen malen zu können. Wie wird dieses Bild der Wirksamkeit und des Leidens Jesu Christi sie ergreifen! Wie wird Jesus Christus selbst durch diese Schilderung ihre Seelen „erwerben und gewinnen"! — Wie viel müssen die Schülerinnen von Dr. Ulrich Peters an diesen Religionsstunden gehabt haben! Wer an der Hand dieses Heftes den Lebenskampf des Herrn mit seinen Gegnern bis zum Ausgang dieses Kampfes und seines irdischen Lebens durchlebt, dem muß ein ähnlicher Gewinn für seine Seele zu Teil werden, wie ihn unser Herr seinen ersten Jüngern verschaffte, da er sie zu seinen ständigen Begleitern berief. Auch in jedem aufmerksamen Leser dieses Heftes muß, wenn er nur irgend für Jesus und sein Heil empfänglich ist, der Glaube an den Herren so echt und innerlich begründet werden, wie er allein begründet werden darf, wenn er wahr sein soll, nämlich durch einen Blick in die Heilandsseele Jesu, und damit zugleich in die Seele des lebendigen Gottes selbst, die uns so, wie sonst nirgends, in Jesus Christus berührt. So muß bei jedem empfänglichen Hörer und Leser dieses Jesus-Heftes dem Verfasser die große Aufgabe gelingen, die er sich selbst in dem Vorworte (S. 4, unten) gestellt hat, nämlich in dem Herzen der Hörer eine bleibende Beziehung zum Heiland anzubahnen. Dafür werden ihm Viele zu Dank für Zeit und Ewigkeit verpflichtet sein. Auch der Osterglaube, daß Jesus lebt, muß schon durch die Betrachtung dieses einzigen Erdenlebens vorbereitet und begründet werden, obwohl er freilich, ebenso, wie bei den ersten Jüngern, erst dann den Schülern und Lesern voll zum Bewußtsein kommen kann, wenn er ihnen in den Persönlichkeiten seiner ersten Empfänger und Träger selbst, in den Aposteln und Zeugen des Osterglaubens, in einem späteren Hefte vor Augen geführt sein wird. Denn zu der Schilderung des Glaubens Jesu an seinen Vater und an sich selbst als den Messias soll ja im vierten Hefte dieser Reihe die Schilderung des Glaubens an Jesum Christum hinzukommen.

Wie ich höre, hat auch Dr. U. Peters selbst schon weitere Hefte über Jesus in Vorbereitung, welche seine Lehr- und Liebesweise, seine Gleichnisse, seine Ethik, seinen Gottesbegriff, sein Sohnsbewußtsein, d. h. also schließlich überhaupt seine Persönlichkeit behandeln soll.

Möchten die nachfolgenden Hefte an Tiefe des religiösen Gehaltes und an Anschaulichkeit der Darstellung, sowie an Gründlichkeit der wissenschaftlichen Arbeit diesen ersten Heften gleichen. Je mehr das geschieht, umsomehr wird sich das Recht des hier geforderten und gelieferten darstellenden Religions-Unterrichtes durchsetzen.

Arnold Köster

Charakterbilder. Von Gustav Schmoller. München und Leipzig, Dunker und Humblot 1913. 309 S. 7 Mk.

Das Wogen und Treiben geschichtlicher Ereignisse, das Entstehen, Blühen und Reifen sittlicher, ihre Zeit beherrschender Gedanken, sind sie nicht meistens an einzelne Persönlichkeiten geknüpft, die Träger dieser Ideen gewesen, und in denen die Summe aller bewegenden Kräfte zusammentrifft, durch die diese Menschen die Geschichte ihrer Zeit gemacht haben? Von diesem Gesichtspunkt aus nimmt der bekannte fünfundsiebzigjährige Nationalökonom, Historiker und politische Theoretiker Gustav Schmoller Veranlassung, eine Sammlung von zweiundzwanzig Charakterbildern aus Vergangenheit und Gegenwart herauszugeben, in denen er neben längst Bekanntem auch einiges weniger Verbreitete aus der weiten Zerstreuung und aus dem Dunkel der Tagesblätter und Zeitschriften zusammenfaßt und für die Nachwelt erhält. „Ich wünschte, daß sie ein Bild geben, wie der Historiker, der Volkswirt, der Politiker die Persönlichkeiten versuchen muß im Kerne ihres Wesens zu erfassen." So beschreibt der Verfasser sein Ziel.

Ob er dieses erreicht hat? Als mithandelnder und tief eingeweihter Beobachter dringt Schmoller vielfach in das innerste Wesen und Treiben politischer Dinge ein. Seine Aufsätze, Tagebucheinzeichnungen sind daher für das Verständnis vieler Dinge eine höchst schätzenswerte Quelle. Als solche sind diese Charakterbilder eine sehr dankbar zu begrüßende, wissenschaftliche Leistung, was gleich von vornherein sehr gern und um so lieber hervorgehoben werden soll, da das Buch doch auch nicht ganz frei ist von tendenziösen Urteilen und selbst von unerwarteten, überraschenden Verneinungen. Der Verfasser zeichnet sich aus durch Streben nach billigem, gerechtem Abwägen aller Ansprüche, die von rechts und links erhoben worden sind, durch ruhige, teilweise überlegen lächelnde Parteilosigkeit, durch Mäßigung, durch logische Schärfe und Präzisheit, durch schlichte, unmanierierte Sprache. Die Charakterbilder sind deshalb nicht zum leichten, flüchtigen Genuß geeignet, sondern erfordern gründliches und ernstes Nachdenken. Um so reichlicher wird ein ernster Leser dadurch belohnt, daß auch da, wo man sich zum Widerspruch herausgefordert fühlt, man doch nicht ohne tiefe Anregung bleibt.

Eine persönliche Note empfängt das Buch durch den sympathischen, schwäbischen Heimatstolz und den noch spezifischeren schwäbischen Subjektivismus, dem theoretische Prinzipientreue viel wertvoller ist als die Empirie des nüchternen, norddeutschen, praktischen Staatsmanns. Dieses leise sich vordrängende professorale Selbstbewußtsein bei erstrebter Objektivität begegnet uns z. B. im folgenden Urteil über Bismarck: „Bei den Beratungen im Staatsrat, wobei ich die einzige Gelegenheit hatte, ihn stunden- und tagelang zu beobachten, war der Haupteindruck für mich der, wie gänzlich wirkungslos die schönsten, auf allgemeiner Theorie aufgebauten Reden von Gneist und Anderen an ihm abprallten. Derartiges machte so wenig Eindruck auf ihn, als wenn die betreffenden Chinesisch gesprochen hätten, während ein einziges, praktisches Beispiel, zumal ein solches aus der Sphäre seiner Lebenserfahrung, ihn sofort überzeugte. Die praktische Erfahrung war ihm Alles; in der Theorie sah er nie summierte Erfahrung, sondern wertlose Abstraktion, irrende Spekulation" (S. 35). Ja, muß denn nicht der gewissenhafte Staatsmann aus der Wirklichkeit und der daraus resultierenden Praxis die erste Tugend machen? Die Einigung Deutschlands ist durch nationale Taten, nicht durch nationale Reden geworden. Ach daß es nur in der Komödie den Arzt gäbe, der dem von ihm aufgegebenen Kranken es nicht verzeihen kann, daß er trotz seiner scharfsinnigen, wissenschaftlich profunden Prognose genas!

Treitschke hat einmal das Wort geprägt, Preußen habe seine aufrichtigsten Bewunderer immer in Nichtpreußen gefunden. An dieses Wort fühlt man sich erinnert, wenn man mit innerer Freude und Genugtuung wahrnimmt, wie ein so geistreicher Schwabe zum laudator Borussiae sich auswächst als Herausgeber der Acta Borussiae, die er sein wichtigstes Lebenswerk nennt. Von diesem Gesichtspunkt aus fühlt man sich dem Historiker, der das politische Testament Friedrich Wilhelms I. würdigt, der das Charakterbild Kaiser Wilhelms I., Bismarcks, Miquels, Heinrich von Sybels, Heinrich von Treitschkes pietätvoll zeichnet, zu tiefem Dank verpflichtet. Mit mehr als geteilten Empfindungen liest man die Ehrenrettung des durch und durch feudalistischen, unsozial gesinnten Ministerialdirektors Friedrich Althoff. Daß Schmoller der schwäbischen Heimat nicht vergaß, zeigen die Biographien Gustav Rümelins und Kilian Steiners. In das Leben eines Idealisten und ehrenhaften deutschen Buchhändlers läßt uns das Charakterbild Geibels blicken. Ein hervorstechender Charakterzug Schmollers ist sein sozialer Heroenkultus, bei dem man allerdings die wohltuende Empfindung hat, daß die Worte dieses modernen Kathedersozialisten verteufelt demokratisch klingen, seine Neigungen, seine Gewohnheiten und sein Verstand aber gehörig aristokratisch veranlagt sind. Ob sich daraus das gradezu überraschend vernichtende Urteil über Friedrich Naumann im Schlußaufsatz erklärt, oder ob es nur ein Wort üblen Befremdens, weniger ein Prinzip ist, muß man bei der sonst so stark hervortretenden Vorliebe des Verfassers für alle Theoretiker auf sich beruhen lassen.

Schmollers Charakterbilder sind reich an gesunden, politischen Beobachtungen, Anschauungen und Erfahrungen. Mit reicher Gelehrsamkeit sind sie treffend entworfen. Er weiß, wie seine Hörer so auch seine Leser unvergleichlich zu fesseln und zu begeistern. Eine edle, ernste, sittliche Stimmung lagert auf Form und Inhalt. Ein echt liberaler Konservativismus bewährt sich in der hohen Achtung vor Allem, was sich in der Geschichte seines Volkes und des Einzelnen bewährt hat.

Heinrich Reuß

Adolf Hausrath. Der Mann, der Theolog, der Dichter. Von Theodor Kappstein. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung 1912. 230 S. 3, gebunden 4 Mk.

Der 1909 verstorbene Heidelberger Kirchenhistoriker Adolf Hausrath ist bei aller Zurückgezogenheit, in der er während seiner letzten Jahre lebte, eine so charakteristische Erscheinung in der Theologie nicht nur, sondern in unserem Geistesleben überhaupt gewesen, daß man sich an und für sich nur freuen kann, wenn weitere Kreise auf ihn hingewiesen werden. Die Nachrufe, die ihm z. B. H. J. Holtzmann, Th. Ziegler und O. Frommel alsbald nach seinem Tode gewidmet haben, lassen eine ausführlichere und zusammenhängende Würdigung nicht als überflüssig erscheinen. Theodor Kappstein, der bereits mit einem Buch über Emil Frommel hervorgetreten ist, hat versucht, uns eine solche Würdigung zu liefern, die sich ihm zum Ansatz einer Hausrath-Biographie ausgewachsen hat. Persönliche Eindrücke standen ihm freilich für seine Arbeit nicht zur Verfügung, und dieser Mangel läßt es zum voraus schon als fraglich erscheinen, ob er berufen war, uns die wünschenswerte Monographie über Hausrath zu schreiben. Wo er uns einen persönlichen Eindruck von Hausrath vermitteln will, hilft er sich damit, daß er einen — übrigens recht guten — Aufsatz von O. Frommel (Heidelberg) abdruckt. Das Material, das für Hausrath zur Verfügung steht, hat er nicht vollständig sich nutzbar gemacht. Außer dem Persönlichen, das einzelne Schriften Hausraths enthalten, hat er nur noch die Notizen benützt, die ihm teils von der Familie selbst, teils von dem Herausgeber der Deutschen Rundschau, Julius Rodenberg mitgeteilt wurden. Leider hat er nicht einmal dieses Material ganz in sein Buch verarbeitet, sondern „noch viel wertvolles Gut" für spätere Veröffentlichung zurückbehalten. Drei Jahre hat er sich Zeit genommen, um das angezeigte Buch zusammenzustellen. Was er uns aber jetzt in ihm bringt, ist nicht das, was wir von einem „Gedenkbuch" oder einer „literarischen Charakterstudie" erwarten. Wie eine solche Arbeit angelegt werden will, dafür bringt Kappstein zwar einmal ein Zitat aus Hausrath (S. 93 f.), und die Bilder, die dieser in seinen „Kleinen Schriften" von Hitzig, Ullmann usw. uns gezeichnet hat, konnten ihm als lehrreiche Vorbilder dienen. Er hat statt dessen einen anderen Weg eingeschlagen und sich im Wesentlichen darauf beschränkt, den Schriften Hausraths zu entnehmen, was man ihnen für eine Hausrath-Biographie entnehmen kann, so daß der Kenner dieser Schriften kaum etwas Neues aus der Kappsteinschen Arbeit erfährt. Damit hat sich Kappstein seine Arbeit entschieden zu leicht gemacht. Wenn er auf dem Titelblatt uns versprach, auch den Theologen Hausrath darzustellen, so hat er dieses Versprechen damit noch nicht eingelöst, daß er uns das Vorlesungsverzeichnis und die Werke aufzählt und uns mit seitenlangen Auszügen aus diesen Werken aufwartet, die wir doch lieber im Zusammenhange an ihrem Orte lesen. Er mußte uns dann vor allem zeigen, wie dieser Theolog geworden ist. Aber selbst auf so naheliegende Fragen, wie die: welchen Einfluß z. B. Droysen und Häusser auf Hausrath ausgeübt haben, oder wo die Wurzeln zu seiner Beurteilung Friedrich Wilhelms IV. liegen, hat Kappstein die Antwort mit keiner Silbe angedeutet, obwohl diese Fragen für ihn nicht eben schwer aufzuhellen waren. Und wenn er gleichfalls nach dem Titelblatte vor allem den „Mann" uns vorzuführen gedachte, so war er es uns schuldig, uns etwas von den reichen, weitverzweigten Beziehungen dieses Lebens mitzuteilen. Von ihnen gibt sein Buch aber kaum eine Ahnung. Auch ein deutliches Bild von dem Charakter Hausraths erhält man nicht. Man gewinnt nirgends den Eindruck, daß der Verfasser in das Verständnis dieser Persönlichkeit wirklich eingedrungen sei und aus solchem inneren Verständnis heraus sein Buch geschrieben habe. Der Aufgabe „den feinen Alten unter uns wandeln zu lassen, wie er leibte und lebte" hat er sich nicht gewachsen gezeigt. Er hat auch, und das ist ein entschiedener Mangel an wissenschaftlicher Methode, darauf verzichtet, seine Ausführungen auf eine entsprechend breite Grundlage von Vorstudien zu stellen. Wer könnte er sonst behaupten (S. 192), Richard Rothe habe die Ethik in fünf „dicken" Bänden beschrieben. Von selbständigem, tiefer dringendem Urteil ist — abgesehen vielleicht von den Romanen und Erzählungen, die Kappstein offenbar mehr interessiert haben als Hausraths wissenschaftliche Veröffentlichungen — wenig genug zu finden. Unerfreulich wirkt auch die Unordnung, mit der der Verfasser uns seinen Stoff vorträgt. Er bekennt sich in seinem Vorwort zu einer chronologischen Behandlung. Aber er verläßt diese zeitliche Ordnung, wenn er auf den „Apostel Paulus", der 1865 erschien, erst nach der „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" (1868 ff.) und der Verleihung des theologischen Ehrendoktors (1869) zu reden kommt. Abgesehen von dieser Unstimmigkeit (die damit nicht gerechtfertigt werden kann, daß der „Apostel Paulus" 1872 in zweiter Auflage erschien, denn die Neutestamentliche Zeitgeschichte hat auch noch weitere Auflagen erlebt) ist es aber auch mit einer chronologischen Reihenfolge nicht zu begründen, daß Kappstein die Exzerpte, die er uns aus Hausraths Publikationen vorsetzt, einfach chronikartig aneinanderreiht. Was soll uns z. B. die Anzeige der Kirchengeschichte Hases auf S. 134 f? Selbst wenn sie erst 1885 erschien, zeigt doch ihr Inhalt, in welchen Stücken Hausrath in Hase seinen Lehrmeister erblickte, und darum war sie in dem Abschnitt zu verwerten, wo von Hase als Hausraths Lehrer die Rede ist; auf ihren Abdruck im Wortlaut konnten wir dann

getrost verzichten. Ueberhaupt dieses Ausschreiben von Hausrath! Kappstein übt es in einem Maße, das die Grenzen des sonst Ueblichen, ja auch des Geschmackvollen erheblich überschreitet. Nicht einmal den Entwurf zu zwei Tischreden erläßt er uns. Bequem mag dieses Verfahren für den Schriftsteller immerhin sein. Aber es kann den Leser nicht befriedigen. Wollte er uns nicht — was ja an sich auch eine Möglichkeit war — eine Blütenlese aus Hausrath mit verbindendem Text, sondern eine selbständige Arbeit geben, dann mußte er uns mehr bieten als immer wieder nur Auszüge. So charakteristisch z. B. das Vorwort ist, welches Hausrath zu seinen „Religiösen Betrachtungen" geschrieben hat, so enthob es doch Kappstein in keinem Falle der Aufgabe, die Reden selber zu charakterisieren, damit die Leser Hausrath auch als Kanzelredner und Erbauungsschriftsteller kennen lernten. Er hat das unterlassen, ebenso wie er uns auch sonst von den theologischen Werken kaum einmal mehr mitteilt, als was sich aus den Vorworten und Inhaltsverzeichnissen entnehmen läßt. Mehr Interesse hat er offenbar den „Alten Bekannten" abgewonnen, die er mit viel Hingebung ausschreibt. Peinlich berührt aber bei seinen Zitaten auch hier das von ihm beliebte Verfahren, die Anführungszeichen oft fortzulassen, so daß der Unkundige unwillkürlich ganze Partieen Kappstein gutschreibt, die doch aus der Feder Hausraths stammen. Diesem Irrtum ist inzwischen das „Heidelberger Tageblatt" zum Opfer gefallen, das die Partieen des Buchs über die Beziehungen Hausraths zu Heinrich von Treitschke wiedergibt in der Meinung, daß Kappstein hier Neues mitteile, während seine Mitteilungen tatsächlich aus dem Gedenkblatt stammen, das Hausrath seinem Freunde gewidmet hat. Dadurch daß der Verfasser sich im Vorwort zu diesem auffallenden Verfahren bekennt, wird an der Sache selbst nichts gebessert. Alles in Allem, die Würdigung, die Hausrath verdient, hat uns Kappstein nicht geboten. Karl Bauer

Aus dem Leben eines Abtrünnigen. Von Friedrich Schröder. Elberfeld, Martini und Grüttefien 1912. 102 S. Gebunden 2,50 Mk.

Ein interessantes Buch aus der Feder eines ehemaligen Missionars. Es ist besonders lehrreich zu sehen: 1. wie die Lockerung traditioneller Gedankengefüge naturnotwendig folgt, sobald dem Menschen die Probleme aus dem Leben entgegenwachsen; 2. wie der Radikalismus oft mehr ein Schicksal ist als eine Tat; 3. was alles hinter den Kulissen einer Mission und anderer Reichgotteswerke vor sich gehen kann. — Fraglich ist, ob der Verfasser dem „alten Glauben" wirklich gerecht geworden ist und ob er nicht vielmehr die leider so zahlreichen Karikaturen für typische Exemplare genommen hat. Keine Frage aber ist, daß etwas mehr Pietät gegen die aufgegebene Position der werbenden Kraft seines Büchleins sehr zu gut gekommen wäre. Doch kann man bittre Worte verstehen bei einem Manne, dessen Seele von den schweren Mißhandlungen, die sie erfahren, noch nicht völlig zur Ruhe gekommen ist. Unverzagt

Kleine Mitteilungen. „Wer wird uns die Religionsgeschichte des Balkankrieges schreiben?" Viel Stoff, zu viel Stoff! Erst kämpften die Religionen, nun die Konfessionen. Oesterreich — Rußland, Albanien — Montenegro und Serbien, Papst — Zar und Pope. Wäre der italienische König nicht des Montenegriners Schwiegersohn, Italien würde in dieser Konstellation noch ganz anders auf Oesterreichs und der katholischen Albanesen Seite treten. Der Segen, mit dem der Papst die Eroberer von Tripolis geleitete, würde auf der Grenzscheide der Konfessionen im Balkangebiet erst recht verdient werden. Und unsern Segen sollen die haben, die der entsetzlichen Barbarei, mit der dort Christen gegen Christen wüten, ein Ende machen: schauderhaft, wie die Serben in Dschakowa gewirtschaftet haben. Ueberhaupt die Ausrottungspolitik, mit der diese Völker das Nationalitätenprinzip durchführen. Ein Lichtpunkt in all dem Greuel der Märtyrermut des Franziskanerpaters Agelos Palitsch. Er war von Geburt Albanese, 43 Jahre alt, sehr beliebt. Als nun montenegrinische und serbische Soldateska im Bunde mit fanatischen Priestern 300 römisch-katholische Albanesen von Dschakowa (das nicht bei Albanien bleiben durfte!), Männer, Frauen und Kinder, durch Todesdrohungen zwang, griechisch-katholisch zu werden, blieb der Franziskaner allein fest und unterschrieb nicht. Da fielen — nach dem Bericht der Neuen Freien Presse — auf einen Wink des orthodoxen Popen die Soldaten über ihn her, rissen die geistlichen Gewänder von seinem Körper und begannen mit ihren Gewehrkolben auf ihn einzuschlagen. Palitsch stürzte mit mehreren Knochen- und Rippenbrüchen zu Boden. Darauf richtete man an den Schwerverletzten abermals die Frage, ob er nun unterschreiben wolle. Palitsch antwortete: „Nein! Ich verlasse meinen Glauben nicht." Er erhielt neuerlich zahlreiche Kolbenschläge, bis ein Bajonettstich durch die Lunge seinem Leben ein Ende bereitete. Wenn solches geschieht, müssen wir stark genug sein es auch zu lesen und zu behalten. Religion hüben und drüben — mag sie uns gefallen oder nicht. Auf beiden Seiten mit nationalem Fanatismus durchtränkt. „Wer wird uns die Religionsgeschichte des Balkankrieges schreiben?" Unsre Tageszeitungen sind dieser Seite der Sache ganz und gar nicht gewachsen.

Indem wir dies niederschreiben, erhalten wir eine Karte von Pastor J. Awetaranian und Frau in Philippopel, Bulgarien. Er bittet um eine Ostergabe für die Muhammedanermission: „Durch diesen Krieg hat uns der Herr eine weitgeöffnete Tür zur Verbreitung des Evangeliums gegeben. . . ." —

Die „Neuen Glossen zum Balkankriege" Nr. 7 ff. (die hoffentlich noch ihre Fortsetzung finden) und der Artikel über „die armenische Frage" in Nr. 9 brachten uns aus Athen den Brief eines in Deutschland wohlbekannten Griechen. Er spricht seine Freude darüber aus, daß „man endlich auch in der deutschen Presse anfängt etwas gerechter zu werden." „Wie schmerzlich war es mir, wenn ein deutscher Gelehrter, darüber sehr betrübt, mir neulich erzählte, daß die deutschen Tageszeitungen Artikel von deutschen Gelehrten, die genaue Kenner der Kriegslage waren, einfach abgelehnt haben! Und wie bedrückt mußte ich, wie auch andere Kollegen und Freunde von mir, die wir unsere weiteren Studien in Deutschland gemacht haben, die darum noch dankbar der deutschen Wissenschaft sind und indirekte Träger der deutschen Kultur, wie bedrückt fühlten wir uns, wenn uns mit Recht öfters vorgeworfen wurde: Seht ihr da, mit euren deutschen Freunden, wie sie ohne Grund uns feindlich gegenüberstehen und wie sie um ihrer Interessen willen doch die Wahrheit verhüten! Und wenn mir neulich ein Vater, der die Absicht hatte seinen Sohn um weiterer Studien willen nach dem Auslande zu schicken, sagte, daß er seinen Sohn nie nach Deutschland lassen würde!" Und später: „Die Balkanvölker haben noch viel vom Westen zu lernen, und wenn sie industriell wie auch wissenschaftlich nach dem glücklichen Verlauf des Krieges verhältnismäßig schnell sich emanzipieren werden, so brauchen sie doch vielfach noch der Führung der westlichen Kultur und es wird gewiß kein Schaden für Deutschland sein, wenn es dazu mithilft, daß die gleich beginnende Kulturarbeit hierunten im nahen Osten deutsche Färbung und deutsche Richtung sich aneignen wird." — Alles recht; aber es ist wirklich nicht nur blinde politische Vorliebe für die Türken, wenn wir uns an die neuen Machthaber auf dem Balkan nicht so schnell gewöhnen können. —

Zu unserm Artikel über die evangelische Kirche in Spanien schreibt man uns aus Madrid:

Pablo Fernández, evangelischer Marinesoldat, wurde am 28. Juli 1912 in Ferrol, trotzdem er wiederholt um Dispens eingekommen war, gezwungen der Messe beizuwohnen und weigerte sich beim Erheben der Monstranz niederzufallen, mit der Begründung: „Ich bin ein evangelischer Christ und mein Gewissen untersagt mir eine Verehrung darzubringen, die gegen meine innerste Ueberzeugung geht." Fast 3 Monate, bis zum 14. Oktober arrestiert, wurde er vom Kriegsgericht einstimmig freigesprochen. Der Ankläger hatte 18 Monate Festung beantragt und appellierte an den höchsten Militärgerichtshof in Madrid, der erst am 20. Dezember zusammentrat. Inzwischen durfte Pablo wieder seinen Dienst tun und zwar auf einem kleinen Kriegsschiff, das keinen Kaplan hat, aus ängstlicher Rücksicht auf seine Ueberzeugungstreue. Mittlerweile hatte die Evangelische Allianz sich für ihn verwendet, die Evangelische Kirche Spaniens sich eifrig um ihn bemüht, Liberale und Republikaner ihn als ein Opfer der Geistesknechtung Roms in der Presse und im Parlament zu schützen gesucht, der Ministerpräsident Canalejas und nach ihm Romanones versprochen für ihn einzutreten und der Verteidiger einen brillanten, unangreifbaren Nachweis geliefert, daß er aus ethischen Gründen und nach den Gesetzen der Staats- und Militärverfassung freizusprechen sei. Alles vergebens: das definitive Urteil lautete auf 6 Monate und 1 Tag Gefängnis. Am 21. Februar ist Pablo endlich begnadigt worden. Drei Viertel seiner Strafe hat er absitzen müssen!

Selbstverständlich kommt ein Vorfall wie dieser der evangelischen Bewegung in Spanien zu gute: die Freiheit des Gewissens muß ja im Westen wie im Osten triumphieren, und daß sie dies durch Martyrien hindurch tut, das ist nun einmal ihre Art.

Ungarn ist trotz allem, was uns dort in politicis noch recht wunderlich anmutet, in Sachen der Religionsfreiheit ein moderner Staat. So konnte die sächsische Landeskirche Siebenbürgens jüngst ein Ereignis erleben, wie sie es noch nie zu verzeichnen hatte. Der nationale und historische Charakter dieser Kirche (vgl. 1912 Nr. 39) bringt es mit sich, daß sie einen propagandistischen Trieb nicht aufweist. Nun haben plötzlich in Herrmanstadt dreihundert Deutsche römisch-katholischen Bekenntnisses mitsamt ihrem Kurator — zunächst aus äußerem Anlaß — sich der (sächsischen) lutherischen Kirche angeschlossen. Stadtpfarrer D. Schullerus hat ihnen Vorträge „über die Unterschiede des römisch-katholischen und unsers evangelischen Glaubenslebens" gehalten (die im Auszuge gedruckt sind bei W. Krafft in Herrmannstadt, aber wohl nicht auf buchhändlerischem Wege zu haben), und er hat ihnen über Gal. 5, 13 die Aufnahmepredigt gehalten (ganz zu lesen in Nr. 10 der Kirchlichen Blätter, Verlag Joh. Drotleff, Herrmannstadt). Ein Zug von 400 (die Uebertretenden mit ihren evangelischen Angehörigen: nahezu hundert Mischehen wurden an diesem Tage rein evangelisch) bewegte sich zu dieser Feier durch die Stadt zur Kirche; der Predigt folgte die gemeinsame Abendmahlsfeier; den Tag beschloß ein geselliger Gemeindeabend (Bericht ebenda in den Kirchlichen Blättern). Möge dieser unerwartete Zuzug, diese unerwartete Bewegung der siebenbürgischen Kirche viel innern Gewinn bringen! —

Sonderbare Entgleisungen eines fanatischen Protestantismus berichtet die Kölnische Volkszeitung Nr. 260 aus Kamerun. Die Presbyterianermission dort, amerikanischer Herkunft, hat gegen die in unsrer Kolonie neben ihr missionierenden Pallottiner mit Schmähungen gearbeitet wie diesen: „Alle Päpste, Bischöfe, Priester und Katholiken werden in die Hölle gehen, weil sie Maria, Peter und Paul usw. anbeten." „Nur die amerikanische (?) Kirche ist von Gott gegründet. Die Katholiken gehören dem Teufel." Schlimmeres noch, sagt die Kölnische Volkszeitung, könne gar nicht wiedergegeben werden, Verleumdungen gegen die Ehre der Priester und der Missionsschwestern usw. Man erfährt nicht, ob das alles nur mündlicher Klatsch ist, oder was sonst. Auch hätte man die beteiligte amerikanische Mission gern näher bezeichnet. Es gibt ja wunderliche Fanatiker unter den Pro-

testanten drüben. Aber in allen Denominationen doch wohl auch besonnene Christen, die eine solche Propaganda mißbilligen. Einstweilen: Aufregung unter den Eingeborenen, Anrufung des Staats. So wird ja durch diesen in Kamerun Ruhe geschaffen werden. Aber das Sichvertragen der Konfessionen auf dem Missionsgebiet draußen bleibt eins der dringendsten Erfordernisse angesichts der Aufgaben, die es in Zukunft dort zu lösen gilt, und es muß ohne staatliche Polizei möglich sein. Wir haben uns oft über die römische Konkurrenz beklagt, also sollen wir dergleichen Praktiken meiden. —

Zum Schluß noch etwas Amüsantes, und doch auch Ernstes. Zufällig finde ich in einem kleinen konservativen Kreisblatt — der Name tut nichts zur Sache — einen dröhnenden Protest gegen Naumanns Rede über **1813**. Nebenbei: der Bericht, der dem Verfasser davon zur Verfügung stand, war zwei Spalten, die Rede zwei Stunden lang. Aber man erschrickt doch, wenn man da liest: „Den Gipfel geschichtlicher Unbefangenheit erklimmt Naumann, wenn er behauptet, der Aufruf An mein Volk fordere in erster Linie den Kampf für die Gewissensfreiheit! Wir haben den Aufruf erneut und gerade nach dieser Richtung hin mehrfach durchgesehen, haben aber nirgends eine Andeutung des Kampfes für die Gewissensfreiheit entdecken können... Was galt dem Preußen von damals überhaupt der leere Begriff Gewissensfreiheit! Frei wollte er sein geliebtes Vaterland wieder sehen mit einem unabhängigen König an der Spitze.“ — Man faßt sich verwundert an die Stirn, denn man hat den Aufruf doch auch gelesen. Man sieht ihn „erneut“ durch und findet die Worte: „Bleibt eingedenk der Güter, die unsre Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit...“ Es ist wirklich das erste. U. s. w. — Aber der Geist des Geheimrats Schmalz, dem Schleiermacher so wundervoll heimleuchtete, geht mächtig um nach hundert Jahren, auch wo mans nicht denken sollte. Und Gewissensfreiheit ist 1913 ein „leerer Begriff“, wie er schon dem „Preußen von damals“ mit Recht gar nichts galt. Ich fürchte (in unserem Interesse): der Begriff war den Preußen von damals in seinem vollen Münzwert besser vertraut als manchem Preußen von heut. Summa: die gemeinsame Freude aller guten Deutschen an dem Gedächtnis der Freiheitskriege sollte nicht durch parteiisch-willkürliche Geschichtslegenden getrübt werden. Dafür ist diese Erinnerung wirklich zu gut.

Quittung

Für die Missions-Nationalspende: je 100 Mk. von E S, Marburg; W H, Marburg; 23,50 von H, Zehlendorf; 20 von M R, Marburg; je 10 von A R, Alsbach; T, Frankfurt a. M.; H W, Berlin; B, Wahlen; 5 von H H, Gießen; je 3 von L M, Frankfurt a. M.; G Z, Nauen; 1 von E M, Dresden.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 11,40 Mk. aus dem Kirchspiel Halsdorf; je 10 von O in Reichenhall; M in Unter-Regensbach; v E in Muri; 6 von R Sch in Dresden: je 5 von F in Dresden; E, Wittekindshof.

Für die Herrnhuter Mission: 15,40 Mk. Sammlung bei zwei Hochzeiten in der Gemeinde Cleeberg; 5 von H L, Cleeberg; 2,15 von K, Venedy.

Für die Congo-Liga: 2 Mk. von E in Sinn.

Für das Notwendige Liebeswerk: 15,30 vom Evangelischen Pfarramt Onstmettingen; 5 von v E, Muri; 3 von St, Friolzheim.

Für die Not in Salonik (vergl. Aufruf in Nr. 2): 30 Mk. von H D B, Frankfurt; 10 von E L, Lindenberg; je 5 von K, Mettmann; H St, Heidenheim; G K, Altencelle; je 4 von H, Bilsen; H H, Bern; je 3 von H, Schnellmannshausen; E W, Angermünde; Ph, Werdohl.

Für die Belgische Missionskirche: 30 Mk. von R R in Siegen. Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Sp. 328 Z. 33 lies Feindschaft für Freundschaft. — Der im Versammlungskalender für die Eisenacher Zusammenkunft der Freunde angegebne Termin ist nun hoffentlich endgiltig.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 8. April 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Die Frömmigkeit der Freiheitskriege und das Problem einer deutsch-nationalen Weltanschauung. Professor Lic. Zscharnack.

Halle a. S. Freitag 11. April 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der zeitgeschichtliche Hintergrund der Bergpredigt. Oberlehrer Wienbeck.

Nordhausen. Mittwoch 16. April 8 Uhr, Hoffnung: Probleme des Unsterblichkeitsglaubens. Lic Mulert.

Evangelisch-Sozial
Verlag Arthur Glaue
Charlottenburg

Heft 2. Georg Liebster: Wallfahrten — H. Broßmann: Schwärmerei oder Glaube? — L. Ragaz: Ein Evangelium der Verzweiflung — Ernst Francke: Nun erst recht Sozialreform! — Ernst Schultze: Die Erziehung zur Selbstverwaltung durch die englischen Volksheime. (Schluß) — Heinrich Meier: Das Trinkgelderwesen — Eine Auskunftsstelle für Heimarbeitreform. Ein Aufruf — Wilh. Schneemelcher: Zur deutschen Gewerkschaftsbewegung. (Forts.) — Wilh. Schubring: Landfragen I — Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung — Ferienkurse in Jena — Verband deutscher Kinderhorte — Nachrichten

Versammlungskalender

6.— 9.	April	Kirchlich-sozialer Kongreß Barmen
8.— 9.	„	Thüringer Kirchentag Pößneck
10.—12.	„	Akademische Woche Schloß Mainberg
18.—22.	„	Allgemeine studentische Missionskonferenz Halle
22.—23.	„	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit Dresden
13.—15.	Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
13.—18.	„	Bund deutscher Bodenreformer Ferienkursus Berlin
18.—21.	„	Bund deutscher Jugendvereine Kiel
22.	„	Theologische Konferenz Gießen
24.	„	Konferenz für studentisches Wohnungswesen München
11.—15.	Juni	Weltbund Jünglingsvereine und Vereine junger Männer Edinburg
24.—26.	„	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
18.—26.	Juli	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.—16.	August	Ferienkurse Jena
8.—11.	September	Deutscher Pfarrertag Dessau
15.—17.	„	Allgemeiner Evang.-Protest. Missionsverein Braunschweig
15.—19.	„	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
25.—28.	„	Evangelischer Bund Görlitz
21.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Hamburg
2.— 3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 12. Das preußische Kultusministerium und seine theologischen Fakultäten — Die römische Kirche in Deutschland (Schluß) — Verschiedenes: Stellung der kirchlichen Behörden zum Alkohol; Der Oberkirchenrat und die 150 Pfarrer; Jesuiten unter sich; Jubiläumsmarken und Heiliger Synod; Pfarrermangel in Rußland; Los von Rom in Siebenbürgen; Das Zeichen der Knechtschaft; Der tote Tolstoj; Kriminalität der Jugendlichen; Adventisten; Christliche Hospize

Nr. 13. Die römische Kurie — Elsaß. Oktober 1911 bis Dezember 1912 — Aus Ungarn — Verschiedenes: Deutsche evangelische Gemeinden in Großbritannien; Das bayerische Kirchenregiment und die moderne Theologie; Das zweite Ordinariat der praktischen Theologie in Leipzig; Nachruf an Jatho; Fr. W. Förster

Heute wurden wir durch die glückliche Geburt eines
kräftigen Jungen
erfreut.
Er soll **Wolfgang** heißen.
Preußlitz, Anhalt, 28. März 1913.
Pfarrer Rudolf Schubring
und Frau **Martha**, geb. **Drees.**

Fröbelsche Kindergärtnerin I. Klasse, 19 Jahre alt, sucht Stelle.
Angebote unter **E. K.** werden an die Geschäftsstelle dieses Blattes erbeten.

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Heute Abend entschlief mein Mann, mein Vater, der
Lehrer a. D. Adolf Strewe
***Magdeburg**, am 25. März 1913*
Thiemstr. 5.
***Laura Strewe**, geb. Sünder*
***Adolf T. Strewe**, Theol.*

Friedrich Naumann's Werke
empfehlen wir als Oster- und Konfirmationsgeschenke

Geist und Glaube. Gesammelte relig. u. theol. Aufsätze. Preis kart. Mk. 3.—, gbd. Mk. 4.—, in Leder Mk. 6.—.

„Asia“, Eine Orientreise mit zahlreichen Originalillustrationen. Preis kart. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Briefe über Religion. Preis kart. Mk. 1.50, gbd. Mk. 2.25.

Form und Farbe. Ein Hausbuch der Kunst. Preis kart. Mk. 3.—, gbd. Mk. 4.—, in Leder Mk. 6.—.

Sonnenfahrten. Ein Band Reisebriefe. Preis kart. Mk. 3.—, gbd. Mk. 4.—, in Leder Mk. 6.—.

— Zu beziehen durch jede Buchhandlung —

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

Verlag Eugen Diederichs Jena

Martin Rade
Mehr Idealismus in der Politik
(Staatsbürgerliche Flugschriften, herausgegeben von Hanns Dorn)
74 Seiten 80 Pfennige

Heitere, ältere **Dame** sucht Pension mit Familienanschluß in gebildeter Familie in schöner, geschützter, obstreicher Gegend Süddeutschlands. Garten, wo sie sich betätigen kann, Bedingung. Antworten unter „Froh und frei“ an die Geschäftsstelle.

Universität Jena

Sommer-Semester beginnt am 21. April.

Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos

Universitätsamt

Hauck, Realenzyklopädie 3. Auflage, vollständig ungebraucht, ist mit 25 % Preisnachlaß (176 statt 264 Mk.) zu verkaufen.

Angebote unter **H. B.** an die Expedition erbeten.

Florenz

Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Jugendpflegerin, gebildet, evangelisch, für eine Stadt Mitteldeutschlands gesucht, die sozial geschult, in der Arbeit weiblicher Jugendpflege erfahren, dafür begeistert und gefestigten Charakters ist. Nicht über 36 Jahre alt. Anfragen mit Lebenslauf und Gehaltsansprüchen unter **A. S.** an die Expedition.

Kandidaten der Theologie können zur praktischen Ausbildung in der Fürsorge-Erziehungs- Pflegschafts-, und Vormundschafts-Arbeit jederzeit eintreten im **Kinder-Rettungs-Verein** (E. V., anerkannt als milde Stiftung), monatliche Vergütung 90 Mark und freie Wohnung mit Frühstück im Vereinshaus. Meldungen erbeten an **Pfarrer Wilhelm Pfeiffer, Berlin NW. 6,** Charité-Str. 2.

Akademische Woche auf Schloss Mainberg

für Studierende aller Fakultäten und Hochschulen

10.—17. April 1913

Die Pensionspreise sind in dieser Zeit für die Studierenden auf die Hälfte herabgesetzt: 3—5 Mk. (je nach Güte der Zimmer), worin alles eingeschlossen ist, so daß keinerlei Nebenausgaben dazu treten. Diese Ermäßigung gilt auch für die Tage vorher und nachher. Anmeldungen an die Schloßverwaltung Mainberg bei Schonungen (Unterfranken).

Evangelisch-Soziale Frauenkurse in Berlin

zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen, in Angliederung an die soziale Frauenschule von Dr. Alice Salomon. Einführung in den praktischen Betrieb der Gemeindearbeit, in kirchliche Jugend- und Armenpflege, Bureauarbeit im Gemeindedienst. Vorträge und Aussprache über religiös-soziale Probleme. Beginn Oktober 1913. Prospekte und Auskunft durch die **Geschäftsstelle: Fräulein Rodenacker, Charlottenburg, Marchstraße 4/5.**

Wir fordern unser Recht!

Ein Wort zur wirtschaftlichen Befreiung der Volksschullehrer

von

Jakob Beyhl

329 Seiten. Verlag von S. Perschmann, Würzburg. 3 Mk.

Siehe die Besprechung in No. 11 und 12 der Christlichen Welt

Frankfurter Zeitung: „Beyhl will das deutsche Volk mobil machen für eine Angelegenheit, die in allererster Linie eine Volkssache ist.“

Christliche Freiheit: Das Buch . . . wendet sich an alle diejenigen, die für deutschen Kulturfortschritt arbeiten.

Elsaß-Lothringische Schulzeitung: „Unsre Standesfrage ist durch das Vorgehen Beyhls auf die Höhe einer Volksangelegenheit gehoben worden.“

Schulbote für Hessen: Was Beyhl uns bietet, gibt unsrem Kampf in ganz Deutschland eine vollständige Wendung. In dieser großzügigen Arbeit hat sich Beyhl ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der deutschen Lehrerschaft gesetzt.

Einbanddecken zur Christlichen Welt

sind für jeden Jahrgang in zwei Ausführungen zu haben: die alte, bisher geführte (Renaissancestil) und eine schlichte neue. Der Preis ist für beide gleich, je 1,60 Mk. Wir bitten bei Bestellungen genau anzugeben, ob die alte oder neue Einbanddecke gewünscht wird, und für welchen Jahrgang.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 1.90 Mk. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Preis: EINE Mk. 80 Pfg.

Der Verleger bittet diejenigen Leser der „Christlichen Welt“, die Paul Rohrbachs Buch vom **„Deutschen Gedanken in der Welt“** noch nicht gelesen haben, sich dasselbe zur Prüfung in einer der besseren Buchhandlungen **zwanglos** vorlegen zu lassen. Man wird für diese Anregung dankbar sein.

PROSPEKT frei von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) — H. LAUPP'schen Buchhandlung

und der

LOGOS

Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur

Unter Mitwirkung von

Rudolf Eucken, Otto von Giercke, Edmund Husserl, Friedrich Meinecke, Heinrich Rickert, Georg Simmel, Ernst Troeltsch, Max Weber, Wilhelm Windelband, Heinrich Wölfflin

herausgegeben von

Richard Kroner und **Georg Mehlis**

Band IV. 1913. Heft 1

Inhalt:

Heinrich Wölfflin, Ueber den Begriff des Malerischen. — **Ernst Troeltsch,** Logos und Mythos in Theologie und Religionsphilosophie. — **Fritz Medicus,** Philosophie und Dichtung. — **Jonas Cohn,** Der Fortschritt in der Philosophie. — **Hans Driesch,** Ueber die Bestimmtheit und die Voraussagbarkeit des Naturwerdens. — **Wilhelm Metzger,** Objektwert und Subjektwert. — **Friedrich Burschell,** Ueber Johann Georg Hamann.

Mit dem Erscheinen des 1. Heftes vom IV. Bande des „Logos“ wird der Abonnementspreis für sämtliche Bände (von I an) auf Mk. 10.—, der Einzelpreis des Heftes auf Mk. 4.50 erhöht.

Ueber monistische Ethik

Eine Abwehr

Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912

von

G. Fraedrich

56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom

Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. Lahn

In unserm Verlage erschien:

Quousque tandem!

Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten

von

Geh. Sanitätsrat Dr. **Brennecke** in Magdeburg

Sonderausgabe der Artikel in Nr. 41, 42, 43 der Christlichen Welt

50 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 55 Pfg. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Thüringer Waldsanatorium

Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Abhärtung, Erholung usw.

Besitzer Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu zwei Beilagen: ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen (Richard Kabisch, Das neue Geschlecht u. A.); und ein Prospekt über die Evangelisch-sozialen Frauenkurse in Berlin zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen